Ing. Fr. Kottmann, Hagen, Eppenhauser Str. 31.)

*

Die Ortsgruppe **Osnabrück** der Freunde germanischer Vorgeschichte entfaltete im vergangenen Jahre eine sehr rege Tätigkeit. Besonders eindrucksvoll war die dritte Wanderfahrt des Jahres, die unter Führung des Lehrers *Westerfeld*, Haltern, (vielen Freunden noch durch seinen Vortrag auf der Osnabrücker Tagung in bester Erinnerung!) den Denkmälern im *Kirchspiel Belm* gewidmet war. Zunächst wurden die katholische Kirche in Belm und der Spellbrink unfern des Vollerbenhofes Dreyer in Vehrte besucht (siehe hierüber: „Germanien", 3. Folge, S. 33—45). In den prächtigen Buchenwaldungen des Ortsteiles Klein-Haltern zogen die ausgedehnten Mauern aus Findlingen die Aufmerksamkeit auf sich. Nach der einen Überlieferung sollen die vielen Blöcke mit acht blinden Hengsten zusammengefahren sein, nach einer anderen waren es nur drei blinde Pferde, die ein einäugiger Fuhrmann zu lenken hatte. Vom Vollerbe Mehrpohl ging die Wanderung ins Bruch, nach dem die Vollerbenhöfe Mehrpohl in Haltern, Rittmann in Vehrte (1540 Rittmer, 1687 Ritmar: „ried") und die Meerwelle am Hofe Brörmann in Klein-Haltern benannt sind. In dieses einst recht unwegsame Moor ragt ein halbinselartiges Gelände hinein, auf dem sich, worauf daselbst vorkommende Flurnamen hindeuten (z. B. Stiepelkamp, wahrscheinlich von Stapel = Gerichtssäule), in der Zeit des Eigenglaubens das gesamte öffentliche Leben der Gemeinde Haltern abgespielt haben dürfte. Den Kulthandlungen diente das Wäldchen des Königshügels, an dessen Abhange, wie das Volk sich erzählt, einst der Teufel den „Opferstein" mit einem Brotmesser zerspalten hat. Bis zur Markenteilung (1830) hielt sich zähe Erinnerung an das alte Opfermahl: alljährlich fand dort unter freiem Himmel ein Fest statt, zu dem das Rittergut Haus Astrup einen Schinken von 9 Pfund und ein Schwarzbrot von 24 Pfund, der Markkötter Niehaus in Haltern eine Tonne Bier und alle 12 Jahre noch eine zweite als Weinkauf zu liefern hatten. — Trotz des unfreundlichen Wetters hatten sich etwa 100 Teilnehmer zu der Wanderung eingefunden. Diese außerordentlich rege Beteiligung ist ein erfreulicher Beweis dafür, wie die Schar verantwortungsbewußter Männer und Frauen wächst, die sich einig sind *in dem Bekenntnis zum deutschen Volkstum und seine Geschichte aufhellen* möchten bis hinauf in die fernsten Zeiten — der Gegenwart zum Heil!

Wie wir bei Redaktionsschluß noch erfahren, ist für den 4. Februar ein Vortrag des Museumsdirektors Dr. Karl *Rademacher*, Köln, geplant: „Grabschätze einer germanischen Königin (Osebergfund) und die Kunst der Frühgermanen". (Anfr. an Frau Generalarzt Dr. Kringel, Osnabrück, Herrenteichstr. 1.)

*

Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte

(ehemal. Herman Wirth-Gesellschaft, Berlin).

Nach den mit großem Beifall aufgenommenen Vorträgen von Wilhelm Teudt über „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte" und Wolfgang Schöningh über „Urnordische Kultüberlieferungen im germanischen Katholizismus" sprach am 24. Januar Dr. J. v. Leers über „Der urnordische Glaube nach Herman Wirth". Folgende Vorträge werden folgen:

9. Februar: Prof. Dr. von *Massow* (Pergamonmuseum) „*Germanien und Rom im Moselland*". (Mit Lichtbildern.)

20. Februar: Universitätsprof. Dr. *Ernst Bergmann*, Leipzig, „*Deutschnordische Religiosität in ihrer geschichtlichen Entwicklung*".

2. März: *Irma Strunz-Bahrgehr*, München, „*Götter- und Heldendichtungen aus der Edda*".

15. März: Prof. Dr. *Alfred Baeumler*, Dresden, „*Kunst und Urzeit*".

28. März: Dr. *Siegfried Kadner* „*Urgeschichte und Kulturbewußtsein der Gegenwart*". (Mit Lichtbildern.)

6. April: Prof. Dr. *Adolf Hellbock* „*Der wissenschaftliche Wert deutscher Volksbräuche*".

Die Vorträge finden im großen Sitzungssaal des Oberverwaltungsgerichtes in Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstr. 31, abends acht Uhr statt.

Alle Ortsgruppenleitungen werden dringend gebeten, Berichte und Notizen über stattgehabte oder noch stattfindende Veranstaltungen möglichst regelmäßig und rechtzeitig an „Germanien, Berliner Schriftleitung, Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 16 II", senden zu wollen, damit unsere Hefte nicht nur ein geschlossenes Bild der Ortsgruppentätigkeit im Reiche geben können, sondern auch die Gewähr geboten ist, daß sämtliche Ortsgruppenmitglieder an Hand unserer Hefte über die Ortsgruppenarbeit laufend und lückenlos unterrichtet sind. Da unsere Hefte zu Monatsbeginn erscheinen, ist erwünscht, daß diesbezügliche Manuskripte bis spätestens zum 10. des vorangehenden Monats bei der Schriftleitung vorliegen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 März/Lenzing Heft 3

Von der Hoheit des Nordischen Menschen

Von Universitätsprofessor Dr. Ernst Bergmann, Leipzig

Wir armen Deutschen! Wir zahlen ja nicht erst seit dem Weltkrieg Reparationen. Seit tausend Jahren, seit wir „christianisiert" wurden, sind wir tributpflichtig an das Ausland. Und nicht nur mit unserem Gut, auch mit unserem Blut und unserer Seele. Erst die Beschäftigung mit der Urgeschichte, insbesondere auch mit der *Urgeistgeschichte*, ist geeignet, unsere Begriffe vom *Wesen des nordischen Menschen* richtigzustellen. Denn der nordische Mensch ist aufgewachsen im Kampf mit einem rauhen Klima, das zur Selbsthilfe erzieht. Mühsam in täglicher Anspannung muß der Mensch der Landesnatur seine Daseinsbedingungen abringen. Er muß dem Winter trotzen mit seinem Hunger und seinem Frost. Das ist eine harte Lebensschule. Das schafft geschmiedete Naturen.

So erwuchs ein Geschlecht, das gelernt hatte, auf sich selbst zu vertrauen. Der kategorische Imperativ der Pflicht und des Selbstglaubens formte den nordischen Menschen. Ewiger Kampf mit den Naturmächten erzog ihn zum sittlichen Gedanken des „Du sollst". Schon die altnordische Mythologie, der Kampf der Asen mit den Riesen, illustriert die Sittenlehre Kants. Die Asen verkörpern die hellen und siegreichen Lichtmächte menschlicher Geistes- und Willenskraft, die Riesen jene finsteren Naturgewalten der nordischen Welt. Baldur tötet den Reifriesen, d. h. Hunger, nordische Daseinsnot. Urwissen um die Dauerandrohung mit Untergang, die von Niflheim ausgeht, schlummert im Wotanismus. Von hier jener hohe Moralismus der altgermanischen Göttersage mit seiner tragischen Untermalung. Von hier jener Wille zum Heldentum. Von der Wal sind sie gekürt, jene Edelsten, die dereinst die Asenburg schützen sollen. Eine sittliche Qualitätsauslese stellen sie dar. Zu ihnen geht die Hoffnung des Gottes. Kommen wir Nordische nicht alle von der Wal? Kämpfen wir nicht alle mit den Riesen? Die Natur legt uns diesen Kampf auf. Deshalb erfolgte in den nordischen Ländern, nicht in den südlichen, der Aufstieg der Menschlichkeit zur Erdbesiegung in Wissenschaft, Kunst und Technik. Wille zur Selbsthilfe, zur Selbsterlösung ist das Geheimnis des nordischen Aktivismus, den man

an Kant und Fichte, an Luther und Eckhart so gut wie an der Gedankenwelt der Edda studieren kann. *Sittliches Heldentum* hier wie dort.

Der nordische Mensch kennt das völlige Neuerwachen der Natur nach langem Winterschlaf. Wer aber den Frühling sieht, den echten, nordischen, der sieht die lebendige Erde und die ewige irdische Wiedergeburt. Er sieht das Hin- und Hergehen des Göttlichen in der Natur und in der Wirklichkeit. Er sieht es wahrhaft und erfährt es auch an sich selbst und seiner Lebens- und Schaffenskraft, das Wiedererwachen der Gottnatur im Maienlicht der kühlen nordischen Erde. Deshalb kehren auch die Zugvögel in jedem Jahr zurück zu ihren nordischen Brutplätzen. Weshalb? Um Gott Baldur zu schauen im Wunder der Wiedergeburt. Haben sie sich an ihm satt gesehen, dann erst ist der laue Süden wieder gut.

So lernt der Nordländer von der Natur den Kampf, insbesondere um das Göttlichste, das es gibt, das Leben selbst. Wie also konnte der nordische Mensch jemals erdenmüde und jenseitssüchtig werden, wo ihm jedes Jahr eine neue Erde erblüht? Nur der schöpferischen Mitarbeit des nordischen Geistes ist es zu danken, daß die Menschheit wieder erdenfroh werden kann, daß die alte unerbittliche Du-sollst-Forderung in der Selbstgesetzgebung des Gewissens wiederkehrt. Der gestirnte Himmel mag wohl über mir stehen, das moralische Gesetz nicht. Es steht in mir. Und diese Du-sollst-Forderung kehrt wieder als ein neuer Riesenkampf, in dem wir selbst der Hammer sind, mit dem wir unseren sittlichen Menschen schmieden.

Die Germanen kannten vor ihrem Glaubenswechsel keine Askese, kein Mönchtum, keine „Abtötung des Fleisches" und keine Verfluchung der natürlichen Lebensfunktionen des Menschen. Diese ganze wirre Zersetzungsethik der willenskranken Mittelmeermenschen, die im Zeitalter Marc Aurels scharenweise in die Wüste zogen, um nachts auf Scherben zu schlafen und den „alten Adam" zu kreuzigen, war ihnen im tiefsten Wesen fremd. Ihr *Heiliggefühl* betrachtet die Größe, Reinheit, Erhabenheit und Schönheit des Naturlebendigen. Ein leises Raunen in den Zweigen, ein Stillesein in den Wipfeln, das war es ja auch, was unseren Urvätern das Heiliggefühl, als Ursprungs- und Eingangsgefühl alles Religiösen, vermittelte. Heilig ist nicht nur der Wald, das Leben selbst ist eine unendlich heilige Sache, die wir nicht dadurch entwerten sollten, daß wir dem Leben in unserer Phantasie noch ein Stück ansetzen. Heilig ist auch der Tod, unsere erhabene Rückkehr zur großen Mutter Natur. Heilig ist das Leben und des Sterben, denn es ist das Gesetz der Welt. Und heilig ist der *Frühling der deutschen Seele*, der jetzt hervorbricht, denn wir ahnen in ihm unseres Volkes Wiedergeburt und Auferstehen.

Wie kann ein Volk zum Führervolk werden, wenn die heiligen Stätten seiner Religion nicht in seinem eigenen Lande liegen? Selbst der Araber hat sein Mekka in seinem Land, der Inder sein Benares. Unsere Vorfahren verehrten das Göttliche im Rauschen heiliger Haine, im See der Nerthus, auf Bergesgipfeln, im Heimatstrom, in Quellen und uralten Baumriesen. Da kam der Glaubenswechsel vor tausend Jahren, und all das Heilige im eigenen Lande wurde dunkle, düstere, heidnische, teuflische Vergangenheit. Einsam und verlassen ragten die germanischen Opfersteine, der Deutsche mußte lernen, daß die heiligen Stätten, wo der Fuß des Göttlichen die Erde berührt hatte, fern seiner Scholle sind. Er mußte begreifen, daß das Heil „ultra montes" zur Erde gelangt sei. Er mußte lernen seine Heimat verachten und fremde Länder für edler und würdiger halten als das eigene. Wir aber müssen unserem Volke wieder seinen lebendigen und wirksamen Gegenwartsglauben geben, müssen ihm *seine große Seelen- und Geistesgeschichte vor Augen halten*, aus deren Anblick es Kraft und Zuversicht zu sich selbst schöpft und zu dem Göttlichen, das in seinem eigenen Wesen lebt und sich offenbart hat.

(Aus Abschnitten des Bergmannschen Werkes „Die deutsche Nationalkirche" [s. Seite 88 vorliegenden Heftes] bearbeitet. Schriftleitung.)

Vom Adel der Germanenfrau

Von Hans Wolfgang Behm

1.

Vor langen Jahren schrieb Alexander Bugge ein in der Folge von Hungerland übersetztes Wikingerbuch. Eine Perle dieser „Bilder aus der nordischen Vergangenheit" blieb der Erinnerung bewahrt. „Um das Kulturniveau eines Volkes bestimmen zu können, ist nichts so wichtig als die Stellung des Weibes im Gemeinwesen kennenzulernen." Kurz und inhaltsreich ist dieser Satz, um so weniger geläufig aber dem Bildungsgut unseres Volkes. Was folgerichtig verführt, heiteren Sinnes einen Blick in die Arbeit derjenigen zu werfen, die hier geschichtlich und vorgeschichtlich klären helfen. Und was nicht zuletzt die beginnende Wandlung deutscher Menschen zu Kulturwachsamen verlangt, die Unverfälschtes an Blut und Seele, Geist und Brauchtum erkennen und zur spürbar werdenden Verlebendigung tragen möchten. Klärt wiederum das Wesen der Ehe (als geschlechtssoziale Gemeinschaft im kulturbetonten Umraum) am sinnfälligsten die Stellung des Weibes auf, ist umrissen, daß hiervor die Frage für kulturbestimmende Werte beschließend aufzuwerfen ist.

2.

Bezeichnend ist eine Überlegung, die in diesem Zusammenhang der um eine Deutschethik ringende Philosoph Ernst Bergmann in seinem Werke „Erkenntnisgeist und Muttergeist" anstellt. Es würden nämlich Goethes Männerpsychen, wie dieser sie selbst durch seine labyrinthische Seele wandeln sah, mehr oder minder schrankenlos ungezügelt gelagert erscheinen. Nicht so des Dichters Frauengestalten. Mit sicherem Instinkt würden diese die verworrenen Handlungen der Männer zur Güte und Vernunft klären und sich hierzu, wie etwa Mignon, himmlische Mächte zum Gefährten wählen. Und beim Abtasten der Frauenseele würde Goethe im Iphigeniatyp ein zur höchsten Vollendung kristallisiertes Menschheitsideal dargestellt haben. Und des Dichters Versuch, antike Frauenmacht im Bilde einer überlebensgroßen Juno zu verehren, würde nurmehr zum Ausdruck bringen, wie das Weib als lebendige Offenbarung eines göttlichen Gesetzes noch immer vor der erwachenden Humanität jedes Kulturzeitalters steht! Somit dürfte auch, wenn es ausgesprochen werden darf, das Sinngebende der Faustschen Erlösung trotz allem noch zu entdecken sein.

Denkt man vergleichsweise an die von Hesiod betonte ewige Unmündigkeit des Sohnes der Mutter gegenüber, an die von Pythagoras gefeierte Harmonie des Ewig-Weiblichen oder an die von Eusthates zur Göttlichkeit verklärte Phäakenkönigin, so möchte auch hiervor die Weisheit siegen, im anbetungswürdigen Frauen- und Mutterwesen den Wesenszug wahrer Kultur entdeckt zu haben. Und wenn wir mit Recht die vorapollinische Zeit der Griechen noch als Träger einer solchen Kultur umschreiben dürfen, so werden erst in der Folge Mächte wach, die störend und zersetzend wirken. Im Sinne Bergmanns würde hier nicht zuletzt ein sich ausbreitendes Christentum das göttlich Urbestimmte wesenhafter Kultur zum tragikomischen Zerrbild stempeln und damit einen — den Inhalt langer Jahrhunderte füllenden — Irrgang der Kultur beginnen lassen. Der religiös unterbaute Hoheitsadel des Weibes schwindet und am Quellgrund der Menschenwürde wuchert fadenscheiniges Gewächs.

Der am Iphigeniatyp erprobte weibliche Hoheitsadel selbst ist rasch geklärt. Ein Weib, das dem Taurierkönig Thoas gegenüber gestehen kann „ihre Seele vom Verrat gerettet zu haben", erhellt damit die unsichtbare Kraft einer heldischen Persönlichkeit. Hiervor verblaßt jede menschenmögliche Tyrannenmacht und wandelt diese zur verzeihenden und

verstehenden Geste um. Und schon beglückt drängt sich die Frage in die Feder: Lebt vor diesem Iphigeniebild nicht vollgültig auf, was etwa der tiefschürfende Vilhelm Grönbech als Wesenszug der altgermanischen Frau erkannt und im Lehrbuch der Religionsgeschichte von Chantepie de la Saussaye ausgesprochen hat? Daß nämlich diese Frau „infolge ihres Wesens dem Göttlichen meistens näher steht als der Mann" und jene „Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit heiliger Kraft" in sich trägt, die einer durch ungeschriebene Gesetze geachteten Persönlichkeit zu eigen sind! Auch der am klassischen Vorbild klärende Ernst Bergmann läßt wiederum in seinem neuesten Werke der „Deutschen Nationalkirche" (vgl. Bespr. auf Seite 88) durchsichtig werden, daß im Goetheschen Iphigeniatyp nur wieder ein nordisch-altgermanisches Vorbild lebendig wird. Es möchte somit scheinen, daß der vielleicht hellste Augenblick Goetheschen Schaffens, daß sein „Evangelium der deutschen Humanität" (wie Gundolf das Iphigenieschauspiel bezeichnet) zwangsläufig bewahrtes Germanenerbe instinktsicher zur Oberfläche trägt. Daß es somit auch kein billiger Zufall ist, im Denk- und Forschungsschatz der just um germanische Erneuerung Ringenden den Iphigeniatyp wiederholt berührt zu sehen.

3.

Eine hieraus zu ziehende Lehre besagt demnach: Man streife der Iphigenie das griechische Gewand ab, vertausche es mit einem inzwischen forschend erkannten und der altgermanische Frauentyp kehrt wieder. Goethe wollte und mußte ihn zeichnen und war lediglich verlegen um die äußere Hülle. Und wann immer deutsche Dichter versuchten, dieser gerecht zu werden, war ihnen um so weniger das in Iphigenie verkörperte germanische Frauenideal gegenwärtig. Eine Thusnelda, wie sie etwa die Kleistsche Hermannsschlacht vorführt, steht weit entfernt diesem Ideal. Ein Weib, das dem römischen Legaten Ventidius den Raub einer Locke überhaupt möglich machen kann, bekennt in einer schwachen Stunde schon richtig, daß sie „den Irrtum leider selbst verschuldet, der dieses Jünglings Herz ergriff". Und sofern sie in gemacht schmollendem Groll den eigenen Mann zum Schutzgeist gegen römische Dreistigkeit erwählt, läßt sie jenen Zug angeborener Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit vermissen, der bei Iphigenie Eigengut einer Vollpersönlichkeit ist.

Erfreulich schon, daß Bernhard Kummer in „Midgards Untergang" gleichen Sinnes wertet und mit zwingender Gelehrtenlogik die hohe Stellung der germanischen Frau von der Religion her zu begründen versucht. Religiös unterbaut wäre somit grundsätzlich alle wahre Kultur. Diese aber nicht erweitert, sondern wesentlich gestört zu haben, würde nach Kummer aufs Schuldkonto des Christentums zu setzen sein. Indem es seit langen Jahrhunderten lehrt, das „Lebenselement der Liebe in die Lebensfessel Sünde umzudenken", die Frau als Wesen geschlechtlicher Hörigkeit oder der Gehorsamspflicht zu betrachten, das dem Manne unter Verlust ihrer Persönlichkeit zum Eigentum wird — untergräbt es damit die dem Germanen eigentümliche Sittlichkeit. Die Frau als ursprünglich geheiligte Persönlichkeit sinkt zum Gegenstand juristischer Wertung herab. Der Begriff vom sündigen Fleisch oder der feindlichen Teilung von Leib und Seele geht um, der dem nordischen Menschen (wie es der Inhalt der Sagas bezeugt) wesensfremd war und ewig wesensfremd bleiben sollte.

So nachhaltig war jedoch die „Bekehrungsarbeit" am Germanen, daß seine Nachfahren schon fast vergessen haben, daß Menschen durch Entwurzelung heiliger Eigenwerte bestimmt nicht besser werden. Wiederum leuchtet ein, daß in der aus Palästina überkommenen religiösen Weltfluchtsöde kein Raum für eine Frau sein kann, die gleich Tannhäusers „Himmels-Mittlerin" unendlich reich an Seele und Heiligkeit im Mittelpunkt des Sittenlebens steht. Und — auf sich selbst vertrauend Gefilde des Jenseits schon diesseitsverwirklicht im eigenen Herzen trägt...

4.

Im Grunde sonderbar: Wenn schon kirchliches Verlangen vorgibt, Germanien erst Sitte und Kultur gelehrt zu haben, der Römer Cornelius Tacitus wußte schon weit früher, was den Germanen kulturentscheidend zuzumessen ist. Und daß sein Lob, in Germanien „wirkten gute Sitten mehr als anderswo gute Gesetze" billig zu werten wäre, vermag auch mitunter geübte Spiegelfechterei nicht abzustreiten. Steht doch die von dem römischen Schriftsteller gepriesene Heilighaltung der Germanenehe und sein ganzes Vorbringen über die geachtete Rolle der Frau im Stammesleben der Germanen nur wieder als feierliche Warnung vor den Entartungserscheinungen seines eigenen Volkes, das im Begriffe ist vom urbestimmten Nährboden wahrer Kultur abzugleiten und sich im fragwürdigen Netz „überfeinerter" Zivilisation zu verfangen.

Vor diesem ungleich wichtigen Ausblick gewinnt die ja hinreichend bekannte Geschichtsquelle des Tacitus für uns um so größeren Wert. Sie ist aber im großen und ganzen die einzige Quelle geblieben, aus der der Bildungsschatz des Deutschen schlechthin heute noch seine Kenntnisse über die alten Germanen schöpft oder vorgesetzt erhält. Wobei es wiederum Forscher gibt, die vor der Verfänglichkeit oder möglichen Zweideutigkeit des Quelleninhaltes glauben warnen zu müssen. Hier ergänzende, aufklärende und Vorurteile zerstreuende Arbeit zu leisten, ist in jüngster Zeit vor allem ein Verdienst Gustav Neckels.

5.

Was dieser Gelehrte in seiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen" in wenige Seiten bannt, erscheint dennoch erschöpfend umrissen zu sein und nach des Verfassers eigenem Urteil „neu in dem Sinne, daß die Ergebnisse der herrschenden Gelehrtenmeinung schnurstracks zuwiderlaufen!" Ein Urteil, das einer wünschenswerten Verbreitung der Schrift gewiß nicht zum Nachteil gereicht und das Aussicht bietet, weiteste Kreise reichlich aufzurütteln und nachdenklich zu stimmen.

Ein Auftakt — die Leugnung und Entstellung quellenmäßiger Tatsachen seitens der Kirche betonend — erinnert zugleich an die irrige Einstellung des „aufgeklärten" Europäers, sich vermeintlich selbst als Gipfelpunkt der Kultur zu betrachten. Was für die Ehefrage besagen würde, das Ideal einer auf Treu und Glauben geschlossenen Einehe als Entwicklungsglied zu werten, der vorzeitlich die Gruppen- und Viel- bzw. die Gewaltehe voran zu stellen wäre. Statt dessen würde unter der Wucht altnordischen und germanischen Quellenmaterials (z. B. „Gesetzbuch der Westgoten") die reichlich geübte Verteidigung einer solchen Gewaltehe beim Altgermanen in sich zusammenbrechen, wie auch das vielberufene „Kaufen" der Braut keiner juristischen „Warenwertung" gleichzusetzen wäre, sondern einem Vertrag auf Leistung und Gegenleistung entspricht, der seinen feierlichen Ausdruck im „Wittum" (altnord. mundr), einer Ehrengabe des Bräutigams an die einen Teil ihrer Freiheit opfernden Braut, findet. Eine auf restlose Selbstherrlichkeit des Mannes eingestellte Gewaltehe kannte der alte Germane nicht, sondern vielmehr eine auf Gleichstellung der Gatten und Sittenhoheit der Frau beruhende lebenslängliche Einehe, wie das über Tacitus hinaus germanische Schriftquellen, archäologische Befunde und vor allem verwandt anklingende Inhalte der Sagas, der (uns seit dem 20. Jahrhundert bekannt werdenden) erzählenden Originalwerke altisländischen Schrifttums, beweisen.

Schon überzeugend wertet Neckel dieses Material aus, setzt Proben vor und deutet ihren Inhalt, sucht Unterstellungen vom vermeintlichen Züchtigungs- oder Tötungsrecht des Mannes auf ihren Wahrheitskern zurückzuführen, um sich schließlich der Einsicht zu beugen, daß vor dem Germanen nur das Bild hoher geschlechtlicher Ethik bestehen kann.

Quellentatsachen werden zum beredten Zeugen für die volkstümlich verwurzelte Anschauung „der Verwerflichkeit des Ehebruchs und aller sonstigen außerehelichen Liebeleien

und der Monopolstellung der Ehe, die etwas anderes, weit allgemeineres ist als das ausschließliche Recht des Gatten auf den Besitz seiner Frau... Ungleich wichtig aber erscheint, daß auch die Ritterlichkeit gegen Frauen und der rechtliche Schutz der Ehefrau in Germanien ebenso vorchristlich sind wie die Ehe selbst als Form und Norm der Liebe... Wenn heutige Gegner und radikale Reformer der Ehe als die eigentliche oder einzige Gegnerin ihrer Neuerungspläne die Kirche betrachten, welche das geschaffen habe und aufrechterhalte, was sie bekämpfen, so übersehen sie das hohe, vorchristliche Alter der Ehe und der mit ihr zusammenhängenden Keuschheits- und Treueideale in Nordeuropa. Sollten wirklich einmal die theologischen Fakultäten abgeschafft, der christliche Gottesdienst verboten und die Bibel nebst der ganzen auf sie gebauten Glaubensliteratur verbrannt werden, so wäre das noch kein Sieg über den monogamischen Gedanken selbst." Dieser letzte Satz dürfte schon mehr als eine Mahnung sein. Es schimmert durch, daß der Geschichtsgang wahrscheinlich schon einen Gipfel überschritten hat, der im Grunde dort zur Höhe ragte, wo eine allzu mißachtete deutsche Vorzeit ihn ihr eigen nannte.

6.

Des kurz behandelten Themas tiefster Sinn? Philosophen und Forscher um Nordland und Germanentum bieten an, was uns Deutsche nach langen Jahren schicksalsverschlungener Notzeit zur Selbstbesinnung zwingt. Die Stunde scheint gekommen, da das Angebotene nicht mehr im Strudel der Alltäglichkeit und bürgerlichen Bequemlichkeit unterzutauchen braucht. Aus Vergeßlichkeit wohlverstanden, die uns Deutschen so unendlich nahe liegt, weil wir ruhlose Späher in die Zukunft und weniger in die Vergangenheit sind. Wenn aber das Heiligste — und das Weib wird dies bleiben müssen, solange eine Kultur überhaupt bestehen kann — in traumewiger Abgeklärtheit schon in der Morgenröte unseres Kulturwerdens zu entdecken ist, dann wird es doppelt nützen, aus der Schau nach rückwärts die mittelbare Zukunft um so deutschechter zimmern zu können.

Ein Märchen der Gebrüder Grimm aus der Zeit der gewaltsamen Christianisierung der Sachsen zur Zeit der Franken

Mitgeteilt vom Museumsdirektor Dr. C. Rademacher, Köln

Von der gewaltsamen Bekehrungsweise in Germanien, die, von Rom ausgehend, wohl in Karl dem Franken ihren eifrigsten und rücksichtslosesten Vertreter gefunden hat, ist mancherlei überliefert, das den Geist der Gewaltmaßregeln klarstellt, der damals Eroberer und Bekehrer beseelte. Aber von dem Geiste, wie das bedrängte Volk diese Erlasse aufnahm, haben wir keine Stimme, es schweigen darüber sämtliche Urkunden, da die damaligen Chronikschreiber natürlich der anderen Seite angehörten.

Nun fanden wir zu Weihnachten 1932 in den Kinder- und Volksmärchen der Gebr. Grimm (große illustrierte Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart Nr. 138) ein Märchen, das blitzlichtartig die Verhältnisse erhellt. Wegen seiner großen Bedeutung sei es zunächst wörtlich hier wiedergegeben.

„Knoist un sine dre Sühne.

Twisken Werrel un Soist do wuhnde 'n Mann, un de hade Knoist, de hedde dre Sühne; de eene was blind, de annere was lahm, und de dridde was splenternacket. Do gingen sie mol ön üvver Feld, do sahen se eenen Hasen. De Blinne de schöt em, de Lahme de fink en, de Nackede de stak en in de Tasken. Do käimen se vür en groot allmächtig Waater, do wuren dre Schippe uppe, dat eene, dat rann, dat annere, dat sank, dat dridde, do was keen Buoden inne. Wu ken Buoden inne was, do gingen se alle dre inne.

Do käimen se an eenen allmächtig grooten Walle (= Wald!), do was en graut allmächtig Boom inne, in dem Boom was ene allmächtig graute Kapelle. In de Kapelle was an hageböken Köster un en bußboomen Pastoor, de deilten dat Wiggewater mit Knuppeln ut.

Sielig is de Mann,
De dem Wiggewater entloupen kann!"

Aus dem Inhalte dürfte sich folgendes ergeben:

Der Bauer Knoist, im Westfalenlande zwischen Werl und Soest ansässig, hat drei Söhne, die gehen eines Tages einem nicht näher bezeichneten Ziele zu. Die Wanderung bietet jedoch Gelegenheit darzutun, daß diese Söhne körperlich und geistig minderwertig sind, was Rückschlüsse nach dieser Richtung auf den Vater selbst ermöglicht. Ganz im mythischen Märchenstil wird die Wanderung erzählt, bis die Bauern an einen großen Wall kommen, in dem sich ein mächtiger Baum mit einer großen Kapelle befindet, in der ein Pastor mit einem Küster tauft. Zu dieser Handlung ist die ganze Bevölkerung eines bestimmten Bezirkes hinbefohlen. Die drei Söhne des Knoist sind jedoch ohne Gefühl des Zwanges dem Gebote nachgekommen, was aus der Hasenjagd hervorgeht. Sie werden sich auch bei Vornahme der Taufe nicht gesträubt haben. Die andern, das Volk, nur durch strengen Befehl an dem Tauforte versammelt, müssen durch körperliche Strafen zur Taufhandlung gefügig gemacht werden. Das setzt die Anwesenheit fränkischer Krieger voraus.

So wird der Aufschrei einer gequälten Volksseele in den Schlußversen erklärlich:

„Sielig is de Mann,
De dem Wiggewater entloupen kann!"

Es ist bekannt, wie sehr die Germanen an der Heimat und dem Leben mit den Stammesgenossen hingen, aber dem nun herrschenden Gewissenszwang gegenüber erscheint selbst ein landfremdes Leben glückselig.

Auch über den Ort, wo diese Zwangstaufen vorgenommen wurden, gibt das Märchen Aufschluß. Es ist die germanische Kultstätte des Gaues, zu dem das Land zwischen Werl und Soest gehörte. An dem uralten Kultbaum hatte man eine geräumige Kapelle, vielleicht sogar schon aus Stein, für die Taufe errichtet. Ein Wall schloß den ganzen Kultraum ab.

Im Sachsenland sind derartige Anlagen bis zur Gegenwart nachweisbar. Erinnert sei an den Wilzenberg im Sauerland bei Schmallenberg. Ein gut erhaltenes Wallsystem umschließt die Bergkuppe. Kreuze und andere christliche Zeichen sind bis heute vorhanden, zu denen die Bevölkerung früher sehr eifrig wallfahrtete. Auch der Tönsberg bei Örlinghausen i. L. gehört hierhin. Das ausgedehnte Wallsystem fehlt hier nicht, es ist sogar besonders großartig. Drinnen liegt ein Gebäude aus Stein, sehr altertümlich, die „Heidenkirche" geheißen, die wohl auch auf eine solche „Taufkapelle" zurückzuführen ist.

„Es ist mehr als ein fremdes Märchenmotiv, wenn Helden wie Sigurd die Sprache der Vögel verstehen. Wache Sinne zum Begreifen der Welt gehörten zum heidnischen Ideal. Die Besten, die dem Leben am tiefsten, dem Göttlichen am engsten Verbundenen hatten den sechsten Sinn, mit dem sie einen Blick hinter die äußerlich wahrnehmbare Welt, in das Hinterland des Lebens, in seine Geheimnisse zu tun vermochten. Das Ideal der Weisheit spielt im nordischen Heidentum eine beherrschende Rolle, einer Weisheit, die meist in einem Erkennen verborgener Dinge besteht."

Bernhard Kummer in „Midgards Untergang"



Abb. 1. Königstein von N. O. — Zeichnung v. E. Keil, Quedlinburg.

Der Königstein bei Westerhausen am Harz, eine Stätte vorgeschichtlichen Sonnenkultes

Von Ingenieur E. Keil, Quedlinburg

Mit diesen Zeilen gebe ich Erkenntnisse an die Öffentlichkeit, die das *Ergebnis langjähriger Beobachtung und immer wiederholter Prüfung aller für und gegen sprechenden Umstände* sind. Ich hatte darüber bisher Stillschweigen beobachtet und nur wenigen Interessierten gelegentliche Mitteilung gemacht. Erstmalig am 24. Juni 1931 redete ich darüber vor einem größeren Kreise. Damals tagte in Westerhausen die „Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft des Schulaufsichtsbezirkes Quedlinburg", und ich hatte Gelegenheit, vor etwa 60 teilnehmenden Damen und Herren, darunter zwei Museumsleitern benachbarter Städte, an Ort und Stelle einen Vortrag zu halten, in dem ich die nachstehend für die Leser dieser Zeitschrift umgearbeiteten Ausführungen über den *Königstein* machte.

Veranlaßt zur Aufgabe meiner Zurückhaltung wurde ich in erster Linie durch folgenden Umstand:

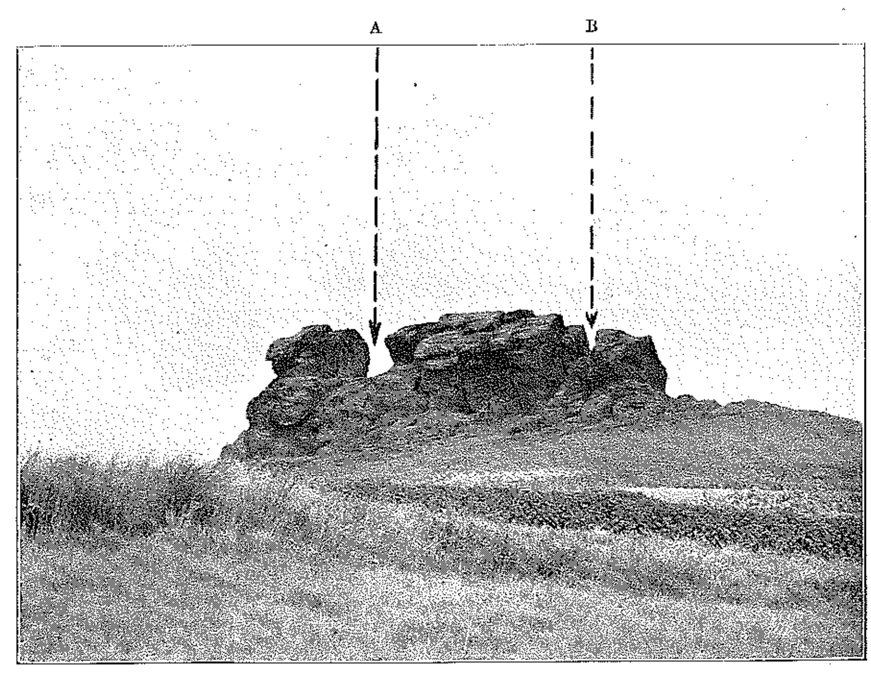
Die von *Teudt* angeregte Betrachtung unserer germanischen Vorzeit greift, wie ich mich ständig überzeugen kann, in erfreulich rascher Weise um sich. Kreise, die noch vor wenigen Jahren derlei Ideen mit vollendeter Ablehnung gegenüberstanden, gehen heute auf die Suche nach Belegen dafür. Auch der Königstein, bis dahin ein zwar auffälliges, aber trotzdem wenig beachtetes Gebilde der Vorharzer Landschaft, ist nicht dem Schicksal entgangen, „entdeckt" zu werden. Geschichtsvereine pilgern zu ihm, Veröffentlichungen über ihn sollen erfolgt sein, die ich allerdings nicht kenne, denen ich aber den Anspruch des älteren Entdeckers entgegenstellen muß. Meine Beobachtungen reichen nämlich bis ins Jahr 1902 zurück und die meines Westerhäuser Mitarbeiters, des Herrn Konrektor Weißenborn, bis 1893! —

Über den Aufbau der Landschaft habe ich bereits das Nötige gesagt in dem Abschnitt „Einleitendes" zu meinem Aufsatz „Neue Beobachtungen zur Vorgeschichte an den Felsen vor dem östlichen Nordharz", Germanien, 1. Folge, Heft 3, Seite 46 ff. Ich ergänze dahin, daß die bedeutendste der durch den Gebirgsschub entstandenen Falten als der „*Quedlinburger Sattel*" bezeichnet wird. Verwitterung und Erosion haben ihn längst zerstört, so daß nur Stücke des „Sattelkernes" an beiden Enden und dazwischen zwei „Randzüge" stehengeblieben sind. Der Königstein gehört dem sog. „südlichen" Randzuge an, der hier von WNW nach OSO verläuft und unter dem Felsen 190,4 m Meereshöhe erreicht.

Gegen NNO fällt der Bergrücken in steiler Böschung um 54 m in eine weite, noch im ausgehenden 17. Jahrhundert von einem See erfüllte Talmulde ab, während auf der SSW-Seite, die insgesamt überhaupt nur 42 m abfällt, eine etwa 75 m breite Terrasse zwischengeschaltet ist.

Der Felsen selbst besteht aus Sandstem, der erst durch die Gebirgspressung zu Scherben zerdrückt, nachher durch eine Quarzlösung wieder zu einer der Verwitterung trotzenden Masse zusammengekittet wurde. Da der weiche Sandstein leicht auswittert, während die weißen Quarzadern unverwüstlich stehenbleiben, zeigt er fast überall die sogenannte „*Wabenstruktur*". Diese eigenartige Beschaffenheit macht den Stein übrigens zu jedem Gebrauchszwecke ungeeignet, und hier muß man sagen „glücklicherweise"! Andernfalls wäre der Königstein wahrscheinlich längst dem Erwerbssinn seiner Besitzer zum Opfer gefallen, wie so manche der malerischen Quarzitklippen, die meist zu Pflastersteinen verarbeitet worden sind.

Der wie ein versprengtes Stück der bekannten „*Teufelsmauer*" anmutende Felsen ist fast 150 m lang, aber nur etwa 8—9 m dick, bei bis zu etwa 15 m Höhe. Er zerfällt in zwei scharf getrennte Teile, die beide die höchst auffallende Umrißlinie von nieder-



Aufnahme Th. Weigel, Bad Harzburg.

Abb. 2. Der OSO-Teil des Felsens A) Kimme, B) Beobachtungsstand.
Im Vordergrund der große Hang.

gekauerten Dromedaren haben, die gegen WNW in das nur 1000 m entfernte Braunschweiger Land blicken. Für uns kommt fast nur der zwar kleinere, aber höhere Felsen im OSO in Frage. (Gesamtansicht Abb. 1 und Abb. 2.)

In der sich von der obenerwähnten Terrasse darbietenden Ansicht fallen zwei tiefe Einschnitte auf. Der größere, links gelegen, befindet sich zwischen Hals und Rücken des Kameles (A), der rechts gelegene am Schwanzende (B). Beide sind wichtig (Abb. 2). Unter dem Einschnitt „A" sind übereinander in der Felswand drei beckenartige Vertiefungen ausgemeißelt, deren Schattenwurf bei geeignetem Sonnenstande gegen Abend so stark wirkt, daß sie noch auf $3^{1}/_{2}$ km Entfernung ein auffallendes Objekt bilden. Die Terrasse übrigens, in viele kleine, dem Gemüsebau dienende Ackerstücke geteilt, ist geradezu übersät mit den Scherben vorgeschichtlicher Graburnen. Mehrere hier freigelegte Steinkistengräber sind im Quedlinburger Schloßmuseum wieder aufgestellt.

Bei weiterer Betrachtung bemerkt man auch, daß links der Beckengruppe sich an den niedrigeren Felsen noch eine zweite befindet, und steigt man hinauf, so finden sich ihrer noch viele, die, weil sie horizontal liegen, von unten nicht sichtbar waren. In den meisten sieht man noch deutlich die Hiebe der Meißel, die sie einst aushöhlten.

Gehen wir längs des Felsens zur Lücke „B", so haben wir den Anblick nach Abb. 3. Eine breite, sich rasch nach hinten verengende Einbuchtung durchbricht den Felsen bis auf etwa 2 m, einen guten Wetterschutz bietend. Links, am Fuße der senkrechten schwarzen Felsen, ist eine ursprünglich für zwei Personen ausreichende Sitzgelegenheit ausgemeißelt, deren eine Hälfte heute zerstört ist. Bei günstiger Beleuchtung kann man hier auch ein runenartiges Zeichen wahrnehmen, das aber unsicher bleibt.

Der auf der Bank Sitzende übersieht sowohl die unten liegende Terrasse, als auch die gegenüberliegende rechte Seite der Felsbucht. An dieser Wand zieht sich eine 1,2—1,5 m breite schiefe Ebene in die Höhe, auf der man noch die Spuren zerstörter Treppenstufen sieht, die aber durch kletternde Jungen immer mehr verwischt werden. Das Unterende dieser Treppe endet plötzlich in freier Luft, während am Fuße der Wand noch einige Stufen im Rasen stecken. Neue Grabungen haben ergeben, daß die Treppe wahrscheinlich bis an den Fuß des Hanges hinabführte; die Stufen sind aber nicht mehr aus dem Felsen herausgehauen, sondern bestehen aus hingelegten Steinblöcken. Sie sind teilweise zerstört. Wie ich heute (27. 7. 1932) erfahre, haben alte Leute in Westerhausen diese Treppe noch gesehen. Sie diente damals als Zugang zu einem Rosengärtchen, das sich ein Westerhäuser Pastor am Felsen angelegt hatte. Zur Rechten des Hinaufsteigenden sind in der glatten Wand eine Anzahl tief eingehauener Keillöcher in rechtwinklig gebrochener Linie angebracht. Es ist möglich, daß hier hölzerne Dübel zur Befestigung einer Handleiste gesteckt haben, es ist aber ebenso möglich, daß es sich um eine Keilsetzung handelt, um vermittels aufquellender Holzkeile den Felsen zu sprengen. Freilich wäre die Anordnung dann herzlich ungeschickt.

Ersteigt man sie, was einem einigermaßen gewandten Kletterer noch immer möglich ist, so gelangt man auf ein kleines Plateau, von dem aus man eine glänzende Fernsicht hat und mindestens 300 Grad des Horizontes überblicken kann. Insbesondere sind alle vier Sonnenwendpunkte ohne weiteres sichtbar. Nicht durchaus möglich ist aber der Blick auf die im „toten Winkel" liegende Terrasse. Wollte man von hier oben nach dort unten ein Zeichen sicher übermitteln, so bedurfte es einer Zwischenperson, die am zweckmäßigsten auf der Sitzgelegenheit an der gegenüberliegenden Wand ihren Platz hatte. Es sind in letzter Zeit noch zwei weitere in den Felsen gehauene Sitze entdeckt.

Wir begeben uns wieder nach unten, umgehen das Schwanzende des Kameles und gelangen nicht ganz bequem auf die NNO-Seite. Hier fällt uns alsbald eine stark erhaben aus dem Felsen gearbeitete Scheibe von 1,3 m Durchmesser auf. Sie zeigt Meißelhiebe und in der Mitte ein wohl dem Einsetzen des Zirkels dienendes Loch. Über dieser

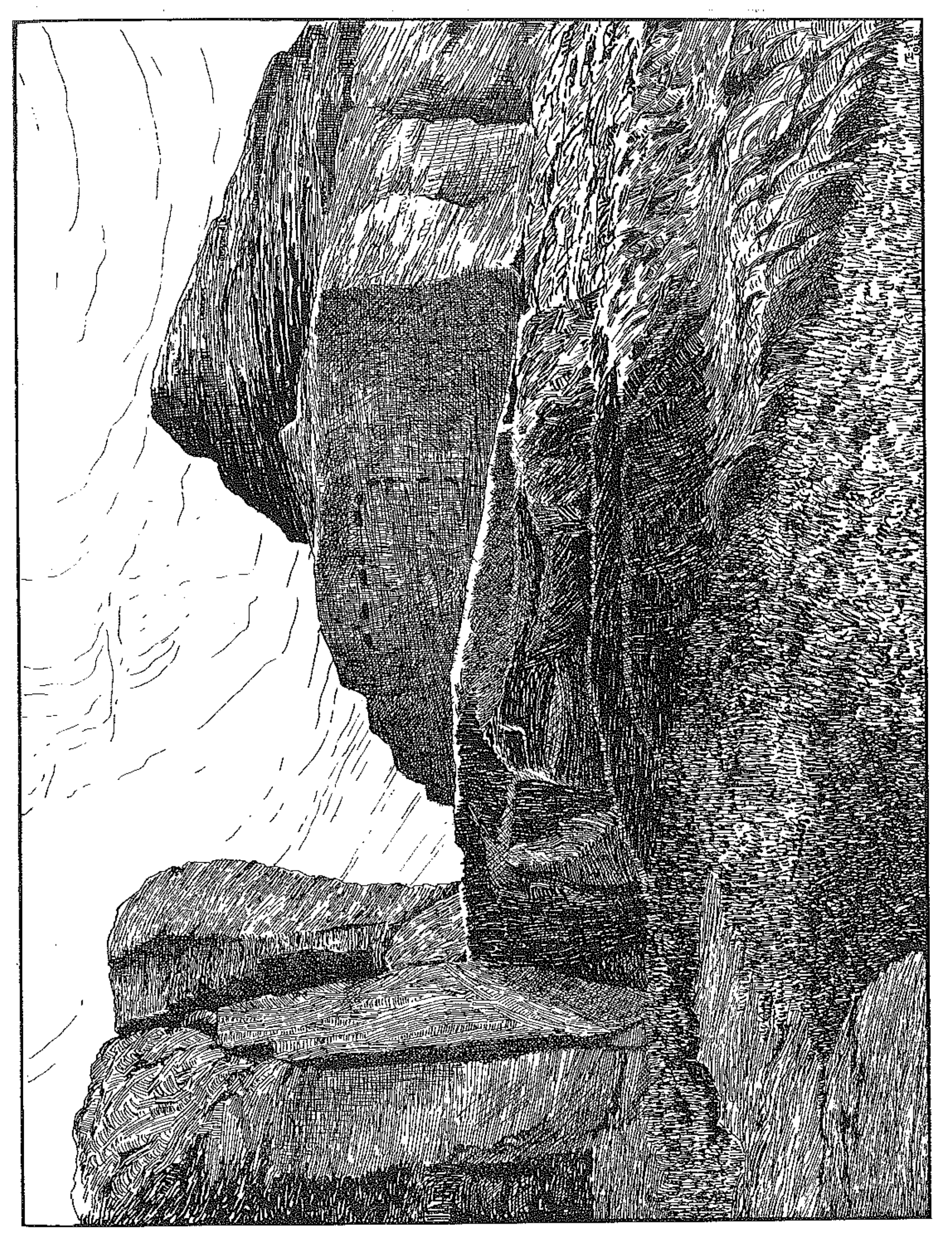
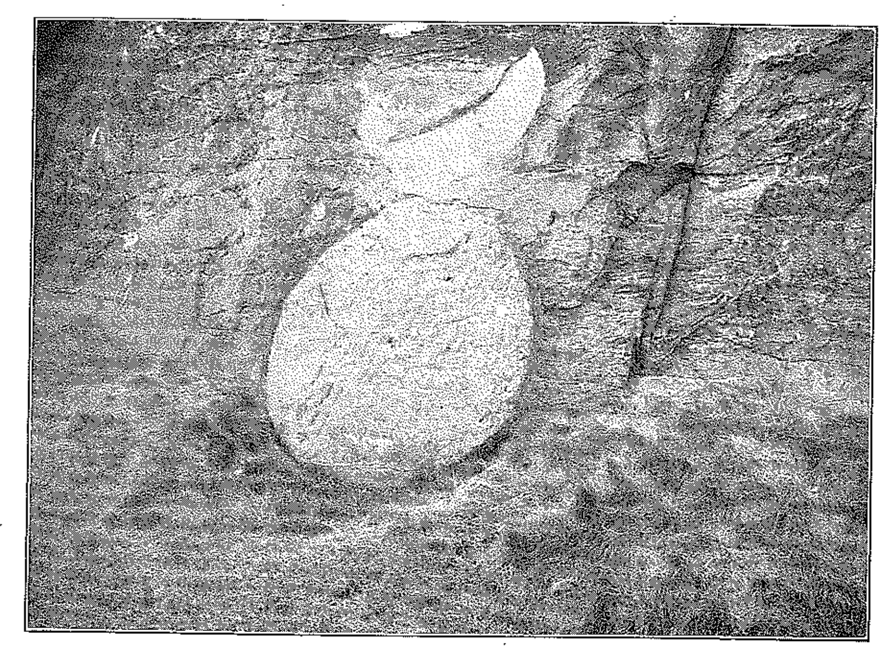


Abb. 3. Der Treppenaufgang.

Zeichnung v. E. Keil, Quedlinburg, nach einer Photographie von H. Sterzenbach, ebendort.



Aufnahme Th. Weigel, Bad Harzburg.

Abb. 4. Die große Sonnenscheibe, 1,3 m Durchmesser. Darüber kleine zerstörte Scheibe.

Scheibe sitzt ein kleines Becken, aus dem vor einigen Jahren ein Stück Stein herausgebrochen wurde, so daß diese Stelle noch frisch aussieht (Abb. 4). Beim weiteren Betrachten der Felswand finden sich noch drei andere Scheiben, von denen die eine allerdings teilweise herausgesprengt ist. Noch sitzen überall unter der Scheibe die Keillöcher, durch die die Zerstörung bewirkt wurde. (Abb. 5).

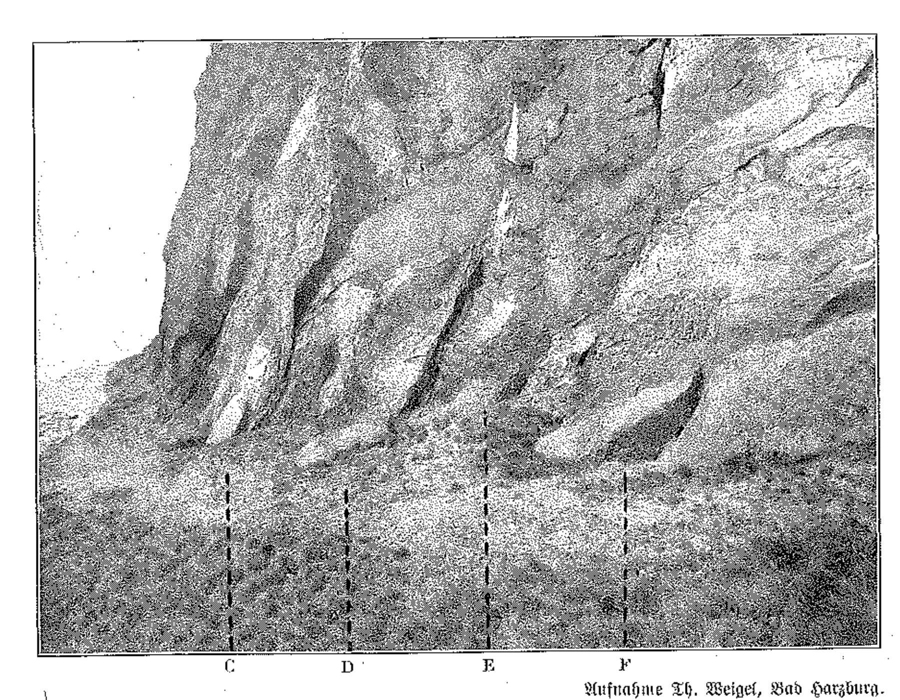
An diesen Scheiben wird die Entstehung der sonst unerklärlichen „Becken" deutlich, deren sich übrigens eine ganze Anzahl auch hier finden, nebst Reihen von anscheinend zwecklos angeordneten Keillöchern. Ein „Becken" bezeichnet einfach die Stelle, an der ehedem eine „Scheibe" saß! — Diese sind nämlich überall so hergestellt, daß auf einer glatten Stelle der Wand ein Kreis angerissen wurde, dessen Umfang man scharf rechtwinklig bis zu 22 cm einsenkte, während man dann aus der Tiefe dieses Grabens in sanfter Böschung wieder in die Außenfläche überleitete. Wurde nun die Scheibe in der Mitte entfernt, so blieb nur die flache Außenböschung, und die Vertiefung des Steines hatte jetzt Beckenform! —

Übrigens sind alle vier Scheiben der NNO-Wand mehr oder weniger im Erdboden verborgen, so daß sie früher nur schwer sichtbar waren, mit einziger Ausnahme der ersten. Erst zum Zwecke des Photographierens sind sie von mir und anderen freigelegt. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß hier im anscheinend ziemlich hohen Erdauftrag noch weitere Scheiben verschüttet liegen. Die nötigen Erdmassen zu der offenbar vorgenommenen Bodenaufhöhung wären kaum an diese unbequem zugängliche Stelle zu bringen gewesen. Man darf schließen, daß sie am Platze selbst ausgehoben wurden, indem hier in den steilen Hang eine tiefe, natürlich längst wieder überwachsene Grube gewühlt ist. (Der Bewuchs ist am Königstein übrigens kurzer Rasen, dem viele Arten der nacheiszeitlichen „Pontischen Steppenflora" beigemischt sind, die ihrerseits vom vordringenden Heidekraut erstickt wird.)

Im ganzen zählte ich bisher am OSO-Felsen vier Scheiben, achtzehn Becken und mehrere Reihen Keillöcher. Dazu kommt der Treppenaufgang mit Sitzbank und Beobachtungsstand. Demgegenüber ist der gegen WNW gerichtete Felsen völlig frei geblieben, und nur an seinem Ende befindet sich auf der Seite gegne NNO eine angefangene Rundbogennische. —

Als ich erstmalig die große Scheibe (Abb. 4) sah, hatte ich sofort den rein gefühlsmäßigen Eindruck, ein Sonnenbild vor mir zu haben. Beweisen ließ sich das natürlich nicht. Ich habe dann bei jahrzehntelang wiederholten Besuchen die anderen Befunde des Königsteins festgestellt, wobei ich allen nur denkbaren „natürlichen Erklärungen" nachgegangen bin. Etwa in Frage kommende technische Möglichkeiten (und ich darf mir wohl auf diesem Gebiete einige Urteilsfähigkeit zuschreiben) habe ich sorgsam geprüft. Nach eingehender Würdigung aller Umstände mußten sie ausscheiden, und gegen einen erhobenen Einwurf ließ sich sogar ein urkundlicher Beweis führen, obwohl es sonst mit dem Urkundenmaterial über den Königstein übel bestellt ist, aus unten anzuführenden Gründen. So kann ich nach einer 31jährigen kritischen Beobachtung wohl sagen, daß eine Selbsttäuschung ausgeschlossen ist.

Im Sommer 1928 konnte ich dazu übergehen, den Königstein zu vermessen und alle Befunde (die sich übrigens bei jedem Besuche um etwas vermehren) festzulegen. Nun hatte ich zwar eine Übersicht, aber noch immer keine Lösung. Da erschien 1929 das Teudtsche Buch „Germanische Heiligtümer". Sowie ich mich einigermaßen hineingelesen hatte, war mir das Problem „Königstein" klar. Viele dort von den Externsteinen berichteten Züge kannte ich vom Königstein her, wie denn auch andere mir bisher rätselhafte Erscheinungen unserer Gegend klar wurden. Ich wandte mich an den



Aufnahme Th. Weigel, Bad Harzburg.

Abb. 5. Fuß der NNO-Wand. C) große Sonnenscheibe, D) noch im Boden steckende Scheibe, E) teilweise freigelegte Scheibe, F) z. T. abgesprengte Scheibe mit deutlich erkennbaren Spuren der Zerstörung.

Verfasser und hatte die Freude, ihn am 2. Oktober 1929 in Begleitung zweier interessierter Herren aus Quedlinburg auf den Königstein führen zu können.

Als wir auf der großen Terrasse standen, wo wir übrigens in wenigen Minuten eine zum Mitnehmen zu bedeutende Menge vorgeschichtlicher Scherben sammelten (Bronzezeit), fiel Teudt in dem von hier aus imposant wirkenden Felsen besonders der Einschnitt „A" auf (Abb. 2), den er „die Kimme" nannte. Meine späteren diesbezüglichen Untersuchungen haben ergeben, daß er tatsächlich der Visierpunkt des Königsteines ist, der für eine „Ortung" maßgebend war. —

Es wurde mir klar, daß jene Scheiben wirklich „Sonnenbilder" vorstellten und daß ich im Königstein eine astronomische Beobachtungsstätte vor mir hatte! Diese Stätte mußte sehr alt und lange benutzt sein, denn beim Freigraben der großen Scheiben hatte sich gezeigt, daß sie schon stark von der Verwitterung angegriffen gewesen waren, als man sie verschüttete.

Über die vorgeschichtliche Astronomie, die von gegnerischer Seite ohne weitere Gegenbeweise als „phantastische Idee" beiseitegeschoben wird (wie ich noch vor wenigen Wochen erlebte!), brauche ich mich ja hier nicht zu verbreiten. Genug, der Königstein war eine Stätte der astronomischen Beobachtung der Sonne. Als solche hatte sich der hochragende Felsen von merkwürdiger Form, von dem aus man meilenweit den Horizont überwachen konnte, geradezu von selbst empfohlen. Als man dazu überging, die Gegend zu „orten", machte man die dafür maßgebende „Kimme" kenntlich durch drei darunter senkrecht angebrachte Sonnenbilder, die, man denke sie sich etwa mit Kalk weiß getüncht, weither von den Randhöhen des Harzes sichtbar gewesen sein müssen. Nach ihrem Vorbilde entstanden die zahlreichen anderen Scheiben. Ich kann nicht entscheiden, ob ihre Gruppierung und der (oft nicht besonders gut sichtbare) Ort ihrer Anbringung bestimmte Zwecke hatten, oder ob es sich einfach um eine Art „Weihgeschenke" handelte, die man der Gottheit am heiligen Felsen anbrachte. Ich neige nach dem Befund zur letzteren Ansicht.

Es leuchtet ein, daß eine derartige Stätte den besonderen Zerstörungsdrang der christlichen Bekehrer auf sich ziehen mußte. Wann das Christentum zuerst in unsere Gegenden gebracht ist, bleibt unklar. Der verstorbene Quedlinburger Oberbürgermeister Dr. Gustav Brecht, ein seiner Zeit weit voraussehender Vorgeschichtsforscher, glaubte schon 1896, bestimmt eine Irische Missionsstation bei Biere (Kreis Kalbe a. S.) annehmen zu dürfen[1]). Anderseits berichtet die Sage, Bonifatius habe bei Heckingen an der Bode eine Massentaufe vorgenommen[2]). Da beide Orte nicht weit auseinanderliegen, läßt sich annehmen, daß der Bekehrer seine Konkurrenz besuchen wollte.

Erstmalig erschien 747 ein fränkisches Heer im Lande. Pipin, der Vater Karls, drang verwüstend bis ins Mansfeldische vor. Auf dem Rückwege hätten ihn die Ostfalen an der Ockerfurt bei Ohrum (in der Nähe des bekannten Bahnhofes Börssum) vernichten können, allein infolge eines Waffenstillstandes ließen sie den gefährlichen und undankbaren Gegner aus der Klemme entwischen[3]). Sein Sohn Karl erschien 775 an eben der Stelle, die seinem Vater fast verhängnisvoll geworden wäre, und wieder betätigten die Ostfalen ihre blinde Gutmütigkeit, indem sie Gesandte schickten, sich kampflos unterwarfen und die Taufe annahmen. Sie scheinen aber bald anders zu denken gelernt haben, denn sie trafen umfassende Vorkehrungen zu einem Aufstande[4]), der auf die Nachricht vom Verdener Blutbade hin zu früh losbrach. Zentrum des Widerstandes scheint der spätere „Königshof" St. Wiperti vor Quedlinburg gewesen zu sein, und Karl scheint über dessen

[1]) Mündliche Mitteilung 1896.
[2]) F. Günther, Der Harz, Hannover 1888, S. 125.
[3]) Ebenda, S. 412—414.
[4]) Eigene, noch unveröffentlichte Forschungen.

Besitzer das bei ihm selbstverständliche Strafgericht abgehalten zu haben[5]). In jenen Jahren scheint auch die Zerstörung des Königsteins vorgenommen zu sein, die ziemlich kostspielig gewesen sein muß und die nur von einer Gewalt veranlaßt sein konnte, der sehr viel an der Sache lag und für die Zeit und Hilfsmittel keine Rolle spielten. Monatelang müssen sich die fanatisierten Zerstörer am Königstein ausgetobt haben. Sie gingen aber unsachgemäß vor, denn auch zum Zerstören gehört Sachkenntnis, so daß doch noch allerlei kenntlich geblieben war. Man hatte die Beobachtungsstation unzugänglich gemacht, die Sonnen abgesprengt, aber deren waren so viele, daß man des Zerschlagens endlich müde ward und die noch übrigen an ohnehin unauffälliger Stelle nur noch mit einem Erdaufwurf verschüttete, der nachher wieder zusammensank und das zu Verbergende teilweise wieder freigab. Schließlich unternahm man mit unzulänglichen Mitteln, den Felsen zu sprengen, jedoch den ungeschickten Keilsetzungen hätte der Königstein jahrelang widerstanden. So zog man ab, aber der Zweck war erreicht. Niemand mehr beobachtete von da oben das Tagesgestirn. Die Stätte vermeintlicher heidnischer Greuel war für $11\frac{1}{2}$ Jahrhunderte in Vergessenheit gebracht.

Um ganz sicher zu gehen, überwies man die heidnische Kultstätte der siegreichen Kirche. Noch heute ist der Königstein Eigentum der Kirche zu Westerhausen! Vielleicht hat man auch eine kirchliche „Entsühnung" der alten heidnischen Kultstätte vorgehabt. Jene oben erwähnte Rundbogennische am sonst völlig frei gebliebenen NNW-Felsen sieht aus, als sei sie bestimmt gewesen, ein Heiligenbild aufzunehmen. Ihre Form mutet fast romanisch an. Übrigens ist sie nur etwa 6 cm tief gediehen[6]).

Urkundliches ist spärlich, aus älterer Zeit gar nicht vorhanden. Als 1599 die Landesherren von Westerhausen, die Grafen von Regenstein (hochdeutsch Reinstein) ausstarben, zogen die Herzöge von Braunschweig das erledigte Lehen für sich ein. Nach dem 30jährigen Kriege glaubte Kur-Brandenburg Ansprüche auf die Grafschaft Reinstein erheben zu können, die es 1670/71 mit Waffengewalt besetzte. Die Stammburg und fünf Dörfer gingen den Braunschweigern verloren, denen es aber noch geglückt war, die Archive aus dem Hauptort Westerhausen nach Blankenburg a. H. zu retten. Sie befinden sich heute in Wolfenbüttel und sind von hier aus noch wenig benützt.

Die noch in Westerhausen befindlichen Akten durchforscht Herr Konrektor Weißenborn daselbst. Er hat festgestellt, daß die heutige Namensform „Königstein" wahrscheinlich erst aus dem 19. Jahrhundert stammt. Die alte Form ist „Kestein", „Gestein"

[5]) Fast alle die Gegend behandelnden Geschichtsschreiber des 16.—18. Jahrhunderts. Es seien genannt: Joh. Winningstädt, Pastor zu St. Blasii in Quedlinburg, um 1540. Handschrift im Archiv zu Quedlinburg, gedruckt in Abels Sammlung von Chroniken, 1732, S. 479. Hinweis darauf bei Joh. Heinr. Fritsch, „Chronik von Quedlinburg", ebenda, 1828, S. 25. — Besonders wichtig: Kettner, „Kirchen- und Reformations-Historie des Kayserl. Freyen Weltlichen Stiffts Quedlinburg", Quedlinburg 1710, S. 8. — Caspar Calvör, „Saxonia Inferior ...", Goslar 1714, mehrfach.

[6]) Quedlinburger Kreisblatt vom 11. Oktober 1926, „1100jähriges Bestehen von Westerhausen", wo es u. a. heißt:

„Mit den Gütern der vertriebenen Sachsen hat Karl auch die Kirche bedacht, der ja die Christianisierung der Sachsen als Aufgabe oblag. ... Von Corvey aus wurde Seligenstadt (Osterwiek) als Hauptort der Missionstätigkeit bestimmt. Vielleicht war aber auch Westerhausen eine Stätte, von der aus Corveyer Mönche wirkten, denn für die Wahl derartiger Missionsmittelpunkte waren für die Kirche nur Beziehungen zu anerkannten heidnischen Kultstätten maßgebend. Bei Westerhausen findet sich nun eine ganz bedeutende vor- und frühgeschichtliche Kultstätte. ... Es ist der Königsstein, im Volksmunde nach der Form der Felsklippen „das große Kamel" genannt. Ob der auf der Nordseite eingehauene Radkreis kultische Bedeutung hat, vermag der Verfasser nicht zu entscheiden. ... Vielleicht läßt sich die Entstehung des Archidiaconats, das Westerhausen seit den ältesten Zeiten besaß, von jener Bedeutung für die Sachsenmission herleiten."

Gemeint ist die große Scheibe (Photo 2). Die anderen waren damals noch nicht sichtbar. — In dem Aufsatze wird weiter nachgewiesen, daß die heutigen Westerhäuser die Nachkommen der von Karl hier angesiedelten Franken sind. Mit dem Verfasser, Herrn Lehrer H. Goebke in Quedlinburg, habe ich oft über die den Königstein betreffenden Forschungen gesprochen.

oder „Genstein“, in ungeschickter Verhochdeutschung „Gegenstein“. Dieser Name stimmt genau überein mit dem der bekannten Felsen bei Ballenstedt a. H., von denen dem „Kleinen Gegenstein“ ebenfalls eine hohe vorgeschichtliche Bedeutung zukommt („Germanien“ I. 4). Aus der Form „Kestein“ ist offenbar das auch vorkommende „Könstein“ gebildet, und aus diesem vermeintlich verstümmelten Worte das heutige „Königstein“. Wie ich höre, hat nach Meinung eines hiesigen Sprachforschers die Silbe „Ge“ einen Bezug auf „sprechen“. Damit würde stimmen, daß der „Kleine Gegenstein“ bei Ballenstedt durch ein hervorragendes Echo ausgezeichnet ist, dessen Ursprung die Sage dem Teufel zuschreibt (einer hier vormals verehrten Gottheit?). Ob der Königstein eine entsprechende Erscheinung aufweist, habe ich noch nicht feststellen können. Bei der überraschenden Ähnlichkeit des Geländes mit dem am Kleinen Gegenstein erscheint es nicht ausgeschlossen.

Jahresanfang im Norden und in den Mittelmeerländern

Von Prof. Dr. J. Riem, Potsdam

Die Tatsache, daß seit mehreren Jahrtausenden die Völker des Nordens (von denen wir als unseren Ahnen reden dürfen) ihre Jahresrechnung mit den Tagen des niedrigsten Sonnenstandes — in den Tagen des Julfestes — begannen oder noch weiter im Norden mit dem Wiedererscheinen der Sonne, die eine Anzahl von Tagen unter dem Horizont geblieben war, ist von Herman Wirth sowohl im „Aufgang der Menschheit“ als auch in der „Heiligen Urschrift“ durch ein erstaunlich umfassendes Material bewiesen worden. Er beweist dies durch die Darlegung der Bedeutung der Rune, die den kleinsten Sonnenbogen darstellt, durch deren Vorkommen bei den Indianern Nordamerikas, wie bei den Sumerern und anderen Völkern des hier angeschlossenen Kulturkreises. Das sehr umfangreiche Material muß in den angegebenen Büchern selbst studiert werden. Jedenfalls haben die Nordatlantiker, wie die Tuatha-Völker diese Art der Zeitrechnung besessen und weiter vererbt. Der Grund dieser Art der Rechnung ist zunächst rein praktisch, denn diese Erscheinungen des Sonnenlaufes ließen sich im hohen Norden leicht feststellen. Dazu kamen dann die religiöse und die mythologische Auffassung dieses Naturvorganges, die ihm einen Vorrang vor den andern Erscheinungen im Sonnenjahr gaben.

Im „Aufgang“ faßt Wirth diese Gedanken in folgendem Satze zusammen (S. 239): „Denn da, wo Gott-Vater, der ‚Urahne‘, der Ur-Anfängliche der Schöpfung war, der die Welt aus den Wässern der Finsternis schuf, da befindet sich jedes Jahr der ‚Herr‘, der Vater der Menschen, der Gottessohn wieder, am Anfang des Jahres, in der Wassertiefe, in der ‚Höhle‘, da wo das neue Leben entsteht. Das ist ein allgemein atlantisch- wie arktisch-nordisches, kosmisches Glaubensbekenntnis.“

Sehen wir nun zu, wie weit sich diese Rechnungsweise bis in historische Zeiten erhalten hat, so finden wir im alten Isländischen Kalender noch den Wintersanfang, die Tage der Sonnenwende. Ebenso in dem damit eng verwandten alten Norwegischen Kalender. Dagegen ist es merkwürdig, daß der Keltische Kalender von Coligny den Jahresanfang auf den Sommer legt. Von Schweden ist es bekannt, daß das Julfest noch heute eins der wichtigsten Feste des Jahres ist, wenn es auch gegenüber dem Mittsommernachtsfest an Bedeutung eingebüßt hat.

Von der Jahresrechnung der alten Germanen in der vorchristlichen Zeit zeigt Ginzel in seinem großen „Handbuch der Chronologie“, daß hier der Anfang des Jahres mit der

Wiedergeburt des Sonnengottes zusammenfiel, also mit dem Julfest. Erst später legte die christliche Kirche das Weihnachtsfest mit dem Julfest zusammen. Hier ist darauf hinzuweisen, daß Bilfinger — Unters. über die Zeitrechnung d. alten Germanen, I. das altnordische Jahr. Stuttgart 1899 — den Nachweis erbringt, daß Weihnachten aus dem Süden stammt, es ist zunächst das Fest der Unbesiegten Sonne, ist also astrologischen Ursprunges, und entstammt orientalischen Gedankengängen. Der 24. Dezember war aber der Geburtstag der Sonne. Diese Zusammenschmelzung fällt in die Zeit der Karolinger. Nach Beda begannen die Angelsachsen ihr Jahr mit dem 25. Dezember, der Mutternacht. Bis zum Ende des Mittelalters können wir den sogenannten Weihnachtsstil verfolgen, das heißt, die Gewohnheit, das Jahr mit dem Weihnachtsfeste zu beginnen.

Sehen wir nun zu, wohin die Mittelmeervölker ihren Jahresanfang gelegt haben, so ist auch da keine Einheitlichkeit mehr zu finden. Hier in den südlicheren Breiten fiel die leichte Beobachtbarkeit der Wintersonnenwende fort, das Klima ist erheblich ausgeglichener, so daß das Wiederaufsteigen der Sonne keinen so großen und auffälligen Eindruck mehr macht. Hier kamen die Beobachtungen in der Natur, vor allem in Saat und Ernte zu ihrem Recht. So finden wir in Babylon und Assur den Jahresanfang um die Frühlingstag- und nachtgleiche liegen.

In Ägypten begann man das Jahr mit dem Frühaufgang des Sirius, des Sothissternes. Dies war um —1300 am 20. Juli der Fall. Da nun aber das praktische Jahr der ägyptischen, ackerbautreibenden Bevölkerung aufs engste mit dem Steigen des Niles zusammenhängt und da dieses Steigen um die Zeit der Sonnenwende eintritt und da ferner in der alten Zeit, um —3500, die Sommersonnenwende auch auf den 20. Juli fiel, wo man diese Art der Zeitrechnung einführte, so ist diese Art der Datierung beibehalten worden. Denn dies Datum der Sonnenwende ändert sich sehr langsam, und darum ist man in Ägypten dabei geblieben, das Jahr mit dem Frühaufgang des Sirius zu beginnen, also eine Rechnungsweise, die rein örtlichen Zuständen entsprungen ist, und die darum für das Land die natürlich gegebene war.

Im alten Persien war keine Einigkeit, denn wenn auch der Frühlingsmonat als der erste des Jahres gerechnet wurde, so setzen doch einige Sekten der Religion des Zoroaster dafür die Sommersonnenwende.

Im alten Jüdischen Kalender treten nach Ginzel sowohl kananäisch-phönikische, wie assyrisch-babylonische Mondjahrrechnungen auf. Es ist zweifelhaft, ob das altjüdische Jahr im Frühjahr oder im Herbst begann. Nach Ginzel lassen sich für beides gewichtige Gründe anführen. Er hält das Herbstjahr für das ältere, erst unter babylonischem Einfluß sei der Jahresanfang auf die Frühjahrstag- und nachtgleiche gelegt worden. In der Festgesetzgebung des Priesterkodex ist dies durchgeführt, das ackerbautreibende Volk aber behielt die Herbstrechnung bei. Hingen doch die jüdischen Feste fast alle mit Saat und Ernte zusammen.

Für Griechenland lag der Jahresanfang wahrscheinlich am Wintersanfang, dem kosmischen Untergang der Plejaden, was für die Zeit des Hesiod, also —800, in Athen etwa der 3. November war. Ginzel hält diese Berechnung für zweifelhaft, da hinreichend sichere Quellen fehlen. Im 5. Jahrhundert fing jedenfalls in Athen das Jahr mit dem Sommermonat an, während Sparta mit dem Herbst das Neujahr feierte.

In Rom war in der alten Zeit unter den Königen der Jahresanfang auch der Beginn des Winters. Es war ein Jahr von 10 Monaten, daher der letzte Monat richtig der Dezember war. Erst sehr viel später schob man dahinter den Januar und den Februar ein. Neben diesem bürgerlichen Jahr gab es dann ein amtliches, indem —221 der Tag des Amtsantrittes der Konsuln auf den 15. März gesetzt wurde, und im Jahre —152 begann das amtliche Jahr am 1. Januar. Erst Cäsar ließ dann das amtliche und das bürgerliche Jahr zusammenfallen, verfügte aber, daß der Anschluß an den Lauf der

Sonne dadurch zu sichern sei, daß die Frühlingstag- und nachtgleiche auf den 24. März fallen solle. Hier in Rom haben wir also in späterer Zeit die Kalenderrechnung als eine Angelegenheit der Staatsverwaltung.

Gehen wir nun noch kurz auf den äußersten Ausläufer der arischen Völker, die Inder, ein, so finden wir hier, daß ursprünglich das Jahr aus 3, später aus 5, dann aus 6 Jahreszeiten bestand, aber immer ist die Jahreszeit des Frühlings die erste in der Zählung. Später wird geradezu mit der Frühlingstag- und nachtgleiche gerechnet.

Diese Zusammenstellung zeigt also, was ja auch ganz natürlich ist, daß die selbständige Jahresrechnung eines Volkes von den Jahreszeiten, also von Saat und Ernte, oder von klimatologischen Einflüssen abhängig ist, daß erst sehr spät die Staatsgewalt ordnend eingreift und Fehler verbessert. Der Gegenwart aber, die sich des Gregorianischen Kalenders erfreut, scheint das Wissen gänzlich abhanden gekommen zu sein, daß Kalender und Sonnenlauf zusammen hängen, daß also der Kalender eine Angelegenheit der astronomischen Chronologie ist, sonst würden wir nicht so unsinnige Vorschläge zur sogenannten Reform des Kalenders erhalten haben und würden nicht Handelskammern und ähnliche Einrichtungen als Sachverständige sich berufen fühlen sehen müssen.

Wünschelrute und Vorgeschichtsforschung

Von Forstmeister i. R. A. von Düring, Horneburg (N.-E.)

Die Wünschelrute, so umstritten ihr Gebrauch auch sein mag, ist seitens einer wissenschaftlichen Vorgeschichtsforschung schon wiederholt benutzt worden[1]). Im Folgenden will ich auf das eigenartige Verhalten der Wünschelrute auf stein- und bronzezeitliche Grabstätten hinweisen, worüber ich in jüngster Zeit sehr eingehende Untersuchungen gemacht habe.

Ich wurde hierzu durch einen Aufsatz von W. Teudt („Germanien" 1932, Heft 4) angeregt, in dem u. a. berichtet wurde, daß die Rute an vier Stellen, die den Raum eines steinzeitlichen Grabes umschließen, einen kräftigen Ausschlag gezeigt habe. Die hiesige Gegend ist reich an vorgeschichtlichen Grabstätten, meine Versuche habe ich hauptsächlich auf dem Gute Daudieck bei Horneburg gemacht, wo sich einige fünfzig stein- und bronzezeitliche, größere und kleinere Hügelgräber und Hünenbetten befinden. Sie werden sorgsam von dem Besitzer des Gutes, Herrn Major a. D. von Holleuffer, behütet, der mich bei meinen Untersuchungen in sehr tatkräftiger Weise unterstützte. Vorausschicken muß ich, daß ich als Rutengänger bisher nur bei Feststellung unterirdischer Wasseradern tätig gewesen bin.

Bei Beginn meiner Untersuchungen fiel mir sofort auf, daß der Ausschlag der Rute bei vorgeschichtlichen Gräbern wesentlich anders als bei Wasser war. Die Rute zeigte in der Nähe einer Grabstätte eine auffallende Unruhe, schlug dann plötzlich in stark zwingender Weise auf einen bestimmten Punkt nieder und kam nach Überschreiten desselben sofort wieder zurück, während sie bei Wasser von weither sich langsam neigt und auch langsam wieder hochkommt. Die Rute zeigte stets das gleiche Verhalten sowohl bei unberührten oder bereits geöffneten Grabstätten, wie auch bei solchen, die schon völlig beseitigt und nur durch eine flache Erhebung im Felde noch als ehemalige Grabhügel kenntlich waren. Nach längeren Bemühungen führten die Untersuchungen zu dem Ergebnis: Bei allen Grabstätten, die nachgewiesenermaßen oder mutmaßlich Steinkammern enthalten (also vorwiegend der Steinzeit angehören), findet der Rutenausschlag an 4 Punkten statt, innerhalb deren, wie es bei einem im Herbst 1931 freigelegten Dolmengrabe der jüngeren Steinzeit bewiesen

[1]) So etwa von dem Archäologen und Halberstadter Museumsdirektor Hemprich („Germanien", Folge 3 S. 93). Selbstredend sind wir von der Strittigkeit des Problems überzeugt, möchten aber dennoch die durchaus sachlichen Ausführungen des Verfassers unseren Lesern nicht vorenthalten. Schriftleitung.

ist, das Steingrab liegt, während auf den einwandfrei bronzezeitlichen Hügeln die Rute nur an einem Punkte schlägt, der sich ungefähr in der Mitte des jetzigen Hügelumfanges befindet. Die bei den steinzeitlichen Gräbern festgestellten 4 Punkte zeigen meist ein nicht ganz regelmäßiges Viereck von 4—8 m Seitenlänge, nur bei einem sehr großen Steingrabe in Daudieck sind die Punkte 9—10 m voneinander entfernt; bei den bekannten großen Hünenbetten bei Grundoldendorf liegen die Rutenausschläge noch weiter voneinander.

Bei diesen Feststellungen hatte ich ein scherzhaftes Erlebnis, das ich nicht unerwähnt lassen will. Bei der ersten Untersuchung des oben schon erwähnten Dolmengrabes zeigte die Rute während der Begehung des großen Decksteines keinen Ausschlag. Als ich die Untersuchung einige Tage später wiederholte, schlug die Rute stark aus, ebenso auch, als ich rings an der Steinsetzung des Grabes entlangging. Verwundert sah ich in das Innere des großen Grabes und entdeckte dort meine kleine Teckelhündin, die sich an einem wahrscheinlich vom Fuchse eingeschleppten Hasengerippe gütlich tat. Ein Versuch außerhalb des Grabes zeigte, daß in diesem Falle die Hündin tatsächlich die Ursache des Rutenausschlages war.

Es ist begreiflich, daß das auffallende Ergebnis meiner Untersuchungen zu lebhaften Erörterungen mit Herrn Major v. Holleuffer und auch dem hinzugezogenen Kulturpfleger des Kreises Stade, Herrn Lehrer Cassau, Anlaß gegeben hat. Daß ein natürlich vorkommender Gegenstand den Reiz auf die Rute äußert, ist bei der Regelmäßigkeit der Ausschläge und ihrer Lage zu den Grabstätten als ausgeschlossen zu betrachten. Wenn dieses der Fall wäre, so müßte dieser Gegenstand auch an anderen Stellen der hiesigen Feldmarken vorkommen. Es sind von mir aber weite Strecken mit der Rute begangen, ohne daß sie einen anderen Ausschlag als auf Wasser zeigte.

Um über die Ursache des Rutenausschlages Klarheit zu bekommen, entschlossen wir uns, zu einer Grabung an 2 durch die Rute bezeichneten Punkten. Sie fand am 17.—20. Mai 1932 unter Beihilfe einiger Schüler der Gymnasien zu Buxtehude und Stade statt, die ihre Kräfte schon bei früheren Gelegenheiten zu Grabungen auf dem Gutsgelände in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt hatten. Zugegen waren außer den schon genannten Herren an den einzelnen Tagen die Kulturpfleger der Kreise Stade, Bremervörde, Kehdingen, ferner Herr Dr. Woldstedt vom geologischen Institut in Hamburg und einige andere geladene Herren. An beiden Punkten wurde bis zu einer Tiefe von 3.10 m gegraben. Gefunden wurden an beiden Stellen in Tiefen von 2.75—3.00 m zahlreiche einzeln liegende Feuersteine und an dem einen Punkte eine fingerstarke, in Windungen verlaufende und rosagefärbte Sandader, die sich von dem umgebenden gelben Sande deutlich abhob. Beide verursachten, an die Erdoberfläche gebracht, den gleichen, stark zwingenden Rutenausschlag wie vorher an ihren Fundstellen und bewahrten ihre Reizwirkung auf die Rute bis heute, ein halbes Jahr nach der Grabung. Worin dieser Reiz besteht, ist vorläufig noch ungeklärt. Feuersteine, die in geringer Entfernung von dem durch die Rute bezeichneten Punkt bei der Grabung gefunden wurden, verursachten nur einen ganz schwachen Rutenausschlag, der bei Auffindung in einer Entfernung von etwa 0.80 m ganz fortfiel. Ebenso übten andere zutage geförderte Steine wie Granit, Sandstein, Quarzit keinen Reiz auf die Rute. Bei einer Tiefe von 3.10 m hörte der Rutenausschlag auf. Die herausgeschafften Feuersteine und die Sandader waren demnach die alleinige Ursache des Rutenausschlages gewesen.

Die Grabung hat hiernach eine wirkliche Klärung der Ursache der Rutenausschläge nicht herbeigeführt. Wenn ich trotzdem der Öffentlichkeit von meinen hiesigen Untersuchungen Kenntnis gebe, so geschieht dieses, um weitere Kreise auf die eigenartigen Rutenausschläge bei vorzeitlichen Grabstätten aufmerksam zu machen und zu Versuchen in anderen Gegenden anzuregen. Vielleicht gelingt es dadurch, ihre Ursache einwandfrei aufzuklären und damit auch der Rute eine, wenn auch nur bescheidene, Rolle bei der Vorgeschichtsforschung zuzuweisen.

Rufer im Streit

Herman Wirth und das Evangelium. Es ist dankenswert, daß in hauptstädtischen Zeitungen Berichte über die Vorträge in der Herman-Wirth-Gesellschaft und kurze Urteile großer Gelehrter unserer Zeit über Wirths Darlegungen gebracht werden, daß z. B. ein Gelehrter von der Bedeutung Professor G. Neckels nach allerlei Ablehnungen zum Schluß seines Vortrages sagen konnte: es trügen die Wirthschen Gedanken doch etwas von kopernikanischer Größe und Bedeutung in sich, oder der Kunstgelehrte Professor Strzygowski aussprechen konnte: nicht nur die griechische Baukunst und Bildnerei, nicht nur Gotik und Romanik, sondern auch iranische, indische, chinesische und japanische Stile hätten einen durch die Jahrtausende reichenden deutlich nachweisbaren nordwesteuropäischen Ursprung. Auch Georg Foerster stellt sich nicht unfreundlich, meint jedoch den Zweifel aussprechen zu müssen, ob Wirth den Christus richtig gewertet habe und ihn nicht um seines nordischen Urglaubens willen beiseite schieben wolle. Daraufhin könnten dann die Theologen geneigt werden, Wirth zu übergehen. Und das wäre m. E. für die christliche Kirche und besonders für unser Volk in seiner schweren religiösen Lage von größtem Schaden.

Zwar ist Wirths Werk über die Urreligion noch nicht erschienen, ebenso ist die „Heilige Urschrift der Menschheit" noch nicht vollständig herausgekommen, aber einiges läßt sich aus seinen bisherigen Werken doch schon herbeibringen, um Foersters Befürchtungen zu beseitigen.

Einmal muß es doch einen Anfang der Religion gegeben haben, muß sie erweckt oder erwacht sein, und von diesem Urereignis aus muß es einen Zusammenhang aller Religionen untereinander geben. Nun gewinnt man einen Einblick in diese Fragen durch Herman Wirth, der die dem deutschen Volke wertvolle Erkenntnis verbreitet, daß insbesondere unsere Vorfahren die Träger der Urreligion nach Gottes Fügung gewesen seien.

Von Professor A. Jeremias in Leipzig wird allerdings angenommen, daß die Sumerer die Urreligion besessen hätten, und zwar seien sie reine Asiaten gewesen. Also: ex oriente lux. Mögen die Sumerer auch asiatisch gemischt gewesen sein, vor ihnen aber hat dort in Ur in Chaldaea ein reinrassiges Volk gewohnt mit sehr hoher Kultur, wie man jetzt bei den Ausgrabungen festgestellt hat. Und das sind nach Herman Wirth irgendwie nordisch Geartete gewesen, die vor vielen tausend Jahren durch das Mittelmeer oder um Afrika herum dorthin gewandert sind und ihre altnordische Religion dorthin getragen haben.

Wirth beweist das Schritt für Schritt durch das Auffinden der altnordischen Kultsymbole. Abraham war auch aus Ur und trug die alte religiöse Erbmasse in sich, wenn auch schon durch Mischung der Eingewanderten mit Asiaten allerlei Abstand von der Urreligion der Nordischen gekommen war und hernach sich im Alten Testament hier und da breitmachte, während die Hauptzüge bei den großen Propheten Israels rein behalten wurden.

Im Lauf der Zeit entwickelten sich die Abwege weiter, und als Christus kam, sah es allerdings mit der jüdischen Religion bei den Führern dieses Volkes schlimm aus.

Es mußte eine Reformation kommen, und und sie kam durch Christus, nicht aber in Rückbildung zur Urreligion, sondern in Vorwärtsbildung zur Vollendung.

Herman Wirth sagt: „Die Gotteserkenntnis der arktisch atlantischen Urrasse beruht auf der Weltanschauung' im ursprünglichsten Sinn des Wortes. Es ist ein Gott-Erkennen und Gott-Erleben in Zeit und Raum. Diese Offenbarung Gottes ist auch in dem Jahr enthalten als Inbegriff des kosmischen Umlaufs der Weltenordnung, des Weltgesetzes. Hiermit verbindet sich **organisch** das innere Erleben des Unnahbaren." (Brief.)

Dies innere Erleben, das andere Menschen ja gewiß als etwas für sie Unglaubliches ansprechen können, und das Schauen des Sonnenwanderns zum Sterben im Winter und zum Auferstehen, wenn nach dem völlig sonnenlosen Winter der Arktis die Sonne wieder über dem Horizont aufsteigt und neues Leben bringt, wird nun aber durchaus und endgültig übersteigert durch das Kommen des erwarteten Gottesboten, Christus. Denn durch ihn tritt eine Offenbarung Gottes mitten unter die Menschen, die nun zum ersten Male völlig glaubwürdig durch ihre göttliche Geistesäußerung im Leben, Sterben und Auferstehen des Christus der Menschheit die Liebe Gottes verkündet und durch ein überwältigend göttliches Menschenleben den sicheren Weg weist, wohin Gott die Wesensart des Menschen neuschaffen will.

Das ist nicht ein Zurückreformieren, sondern ein Führen zur höchsten Höhe.

Wie die Mythen der großen geistigen orientalischen Religionen nach Professor Jeremias als Vorpropheten zu den jüdischen großen Propheten angesehen werden sollen, so ist doch wohl nach Wirth die Urreligion der Nordischen als die Urprophetie einzusetzen und nicht als das Vollendete, zu dem wir jetzt zurückkehren müßten. Wirth nennt den deutschen Luther den Reformator des inzwischen verderbten Christentums und hofft, daß in der nun anbrechenden Zeit ein völliger Rückgang zu Christus gefunden wird, noch vollkommener als durch die Reformation Luthers.

So dürfen wir m. E. Wirth verstehen. Er sagt in seinem neuen Werke: „Die heilige Urschrift der Menschheit", S. 118:

„Dieses Zeichen des Jahr-Gottes (der Krummstab) der Jahresspaltung, als Zeichen des neuen Lebens und der Wiedergeburt blieb das Hoheitszeichen des römisch-christlichen Priesters, des Bischofs, der als Diener Gottes die Reformation des Galiläers ... zu hüten und zu verkünden hatte, die längst nicht mehr verstandene Heilsbotschaft des Nordlandes: daß Gott die Welt also geliebt, daß er seinen einzigen Sohn gegeben, damit alle, die an ihn glauben, nicht verlorengehen, sondern das ewige Leben nach Leib und Seele, die Wiedergeburt in der heiligen Kette der Sippe, des Geschlechtes, haben werden, jenes Leben, das vom Lichte, vom ‚Jahre' Gottes ist." (Nach Wirth ist „das Jahr" der Ausdruck für den Offenbarer Gottes.)

Wenn man zunächst vielleicht auch nur aus den bisherigen Schriften Wirths feststellen kann, daß in der nordischen Urreligion eine Urprophetie auf Christus vorhanden ist, so ist doch zugleich zu bedenken, daß eine Prophetie nicht bloß aussagt, es komme etwas heran in der Zukunft, sondern es liegt zugleich in ihrer Art, daß sie doch wenigstens in großen Zügen, in den Hauptzügen andeutet, was kommen wird. Es ließe sich da hinweisen auf den Glauben der Nordischen an Einen geistigen Gott der Liebe, der ihr Freund ist, an die Selbstoffenbarung Gottes im Umlauf der Sonne, seines Geschöpfes, gleichsam seines Sohnes in Sterben und Auferstehen und die Darstellung des Rechtkreuzes als Weisung zu einem rechtgerichteten Leben des Menschen.

Das noch sicherer darzustellen, ist vorderhand noch nicht möglich ohne die Klarlegung der nordischen Urreligion durch Herman Wirth und des vollen Erscheinens seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit", aber mit Gewißheit kann gesagt werden, daß die Verbindungslinie zwischen nordischer Urreligion und Evangelium sichtbar wird.

Nun erkennen wir deutschen Christen in dieser Zeit erbittertster religiöser Kämpfe, daß Gottes wunderbare Güte schon in den Seelen unserer nordischen Vorfahren, lange bevor es noch einen Abraham oder Moses gab, das heilige Ahnen des Kommens seines einzigen Sohnes hat aufleuchten lassen. Darum haben auch grade die nordischen Völker ihn am tiefsten verstanden, als er zu ihnen kam.

Schultz, Pastor i. R., Bevensen.

Die Symbolik des Kivikgrabes. In seinem Aufsatz über das Kivikdenkmal (im Mannus 7, 1915, S. 61 ff.) hat Just Bing zu zeigen versucht, daß wir in den beiden Pferdepaaren (Kivik Nr. 3) die göttlichen Zwillinge — germ. Alki, griech. Dioskuren, altind. Aschvins — zu sehen haben, die schon urindogermanisch mit dem Roß, daneben dem Schwan, verbunden waren, entweder als Reiter, Wagenfahrer oder selbst als zwei Pferde erschienen. Zur vielumrätselten Platte Nr. 8, auf der oben links zwei Gestalten in einem Ring (Andeutung einer Höhle? H.) mit einem Bügel über einem Pfahl stehen und daneben rechts zwei Lurenbläser, meint Bing, daß es sich um zwei Jünglinge handele, die unter dem Klang der Luren das hochheilige „neue Feuer" drehen. In den beiden Gestalten müßten wir dann, wie auch Bing annimmt, Abbilder der „Dioskuren" sehen, da es als urindogermanische Sitte zu gelten hat, daß Zwillinge das Julfeuer, das Mittwinter-Notfeuer, durch Holzreiben erzeugten, wie die Dioskuren (Aschvins usw.) die im Weltenmeer erloschene Sonne, das heilige Himmelsfeuer, mit ihrem Holzfeuerzeug neu entfachten. Ohne Bings Deutung des Kivikdenkmals zu kennen, habe ich in meiner Arbeit über „Janus" (vgl. Heft 1, 1933, S. 28) aus Volksbräuchen erschließen zu können geglaubt, daß bei der Neuerzeugung des Jul-Neujahrfeuers durch die Zwillinge Hörner — bei den Germanen Luren — geblasen wurden. Wenn Bings Deutung das richtige trifft — und die Bedenken von Clemen (in Urgeschichtl. Religion, Bonn 1932, S. 110) sind jedenfalls ganz unberechtigt —, so stehen also diese Bräuche des alten Julfestes auf dem bronzezeitlichen Kivikgrab (aus der Mitte des 2. Jahrtsd. vor) eingeschrieben.

Dr. O. H.



Kultstätte in der Vorderrhön. Am Osthang des Dietrichsberges[1]) findet sich in guten Karten ein Hof eingezeichnet mit „Kgb." Es ist der Hof Kohlgraben, von 1782 bis 1920 im Besitze der Familie von Wurmb, und somit auch in dem meiner Großmutter. — Schon in meiner Jugendzeit schien um den Dietrichsberg ein Ehrfurcht gebietendes Geheimnis gewoben, das wir ahnend empfanden, wenn wir schweigend über seine Gipfel schritten. Der Touristenwelt war unser Berg verborgen geblieben. Unbeachtet und darum unberührt, war dieser Zeuge fernster Vergangenheit bis in unsere Gegenwart hinein unversehrt erhalten. Doch weil er unbekannt geblieben, darum war auch die Bedeutung dieses Berges nicht erkannt worden, und so fiel diese Stätte dem Materialismus unserer Zeit zum Opfer, ohne daß sie des Schutzes teilhaftig wurde, der ihr gebührte. Um sie nicht völlig der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, sei hier auf ihre Bedeutung hingewiesen. —

Am Osthang des Berges steigen wir hinan und erreichen die breite Trift, die dem Walde vorgelagert, diesen wie ein leuchtend grünes Band umschließt und eine herrliche Fernsicht bietet. Die Wellenlinie des Thüringer Waldes, vom Inselsberg hoch in den Himmel gehoben, grüßt herüber. Zu unseren Füßen liegt ein liebliches Wiesental, jenseits von der dunklen Linie des Schornwaldes abgeschlossen, eine Horizontale, die das Tal in ganzer Länge begleitet. Diese Trift, auf der wir stehen, ist heute noch Gemeindetrift, wie sie es seit Vorzeiten war, und sie ist vom Walde durch Wall und Graben abgegrenzt.

Im Walde ist nach wenigen Schritten der erste Ringwall zu erkennen, und im Aufstieg begegnen wir immer wieder den Resten der Umwallung. Wir kommen am Dietrichsborn vorbei. Sein Wasser gilt als gesund und heilkräftig; noch in meiner Jugendzeit war der Glaube daran allgemein, und Frauen, denen der Segen der Mutterschaft versagt war, holten sich manchen Krug Wasser aus dem Born, vertrauend, daß er ihre Wünsche zu erfüllen vermöge. Nach steilem Anstieg stehen wir an der Quelle. Ein Oval, in Stein gefaßt, ein Umgang, eine Bank, beides sorgsam geschichtet.

Noch wenige hundert Schritte, und die Region der großen Basaltfelder ist erreicht. Durch die Stämme flimmert es silbrig hell, der Blick weitet sich, haushoch wölbt sich das „Steinerne Meer" empor, glitzert im Sonnenglanz. Kein Baum, kein Strauch konnte Wurzel fassen in seiner Tiefe, unberührt wie am ersten Tage steht dieses Wunder der Natur vor den Augen der Spätgeborenen. — Um die letzte Höhe zu erreichen, muß der Zugang gesucht werden, und es gibt nur e i n e n, der zur geweihten Stätte heraufführt. Der südliche Absturz, „Das Gaisköpfchen", muß umschritten werden. Ein Fußpfad führt auf eine schmale Spitze, wo einst ein trigonometrischer Punkt festgelegt war. Ein guter Lugaus, den Feind zu erspähen, wenn er aus Südost, von der Werra her, den Paß am Baierberg überschritt um in das Öchsetal[1]) einzufallen. Hier an der Schmalseite des Berges ist der Absturz am höchsten, die Schüttung je höher, um so schmäler.

Wir wenden uns nach Norden und nehmen den Pfad wieder auf, der uns tiefer in den Wald hineinführt und sich in einem Tannendickicht verliert. Wir biegen die Zweige zur Seite und finden uns vor Stufen, zehn mögen es sein, die in ihrer Anordnung überraschend wirken in dieser Waldeinsamkeit. — Der Wald tut sich auf, und wir stehen auf der Plattform[1]), die das „Steinerne Meer" überragt, die den gewaltigen Sturz in einen schmalen Reifen faßt, einer Krone vergleichbar. Wir schauen auf die flache Tenne, auf der wir stehen, die, merkwürdig geschickt angelegt, den Blick möglichst ungehindert in die Weite schweifen läßt. Wer schaffte mühsam den Lehm hier herauf, der nur tief unten zu finden ist? Wer fügte die Fassung über den wilden Felssturz mit so feinem Naturempfinden, und ebensoviel Geschick, daß das Gebild von Menschenhand aus der Natur heraus zu wachsen scheint? Wir fragen nach dem Sinn dieser Anlage. Doch der Stein bleibt stumm. Inmitten dieser Tenne, die gut für zehn Menschen Raum gibt, liegen, recht ungeschickt, vielleicht auch vergessen, eine Anzahl Steine wirr umher, unverständlich und töricht in dieser wohlgefügten Ordnung.

Wir wenden uns zur Fulderkuppe. Im Süden grüßen die Gipfel der hohen Rhön herüber, die Milseburg und, uns näher gerückt, das Kegelspiel. Auch diese kleinere Kuppe ist von einer Krönung umfaßt, die Tenne aus Lehm befindet sich auch hier, und die „Stolpersteine" liegen auch hier in der Mitte. Seltsame Gleichheit! — So w a r es einst, und wie i s t es heute?

Als ich die Stätte vor einiger Zeit wieder aufsuchte, kam ich zu spät, unser Berg war verschandelt! Das Steinerne Meer war ein Steinbruch geworden. Maschinen ratterten dort oben, wo einst heiliges Schweigen war, sie fraßen gierig die silberglänzenden Säulen und Blöcke. Als Pflastersteine gingen sie in alle Welt hinaus. — Zaudernd suchte ich den Fleck, wo einst die Völkershäuser Kuppe war. Verschwunden! ein Trümmerhaufen — Pflastersteine werden hoch bezahlt!!! Freyas liebliche Quelle spiegelt kein Gottesauge mehr. Sie ist mit einem Zementdeckel verschlossen, das Wässerlein rinnt in dunklen Röhren stumm ins fremde Tal! Fürwähr, eine entgötterte Natur! Wehe dem Volke, über das Geschlechter Macht gewinnen, die keine Ehrfurcht, keine Heimatliebe kennen!

Jene, die einst die Wälle und Male geschaffen, gelten als Barbaren. Und wenn wir diesen Berg jetzt sehen, wo alles Heilige zerstört achtlos mit Füßen getreten wird im wahren Sinne des Wortes, wer ist dann der Barbar? Der ohne Ehrgefühl, ohne Liebe zur Heimat und ohne Würdigung ihrer Schönheit — die Zeugen einstiger Vergangenheit vernichtet?! Schützend möchten wir die Hände breiten über das Wenige, das heute noch besteht! Möchte bald der „Spaten" den Weg hierher finden, der die Steine der Mitte aus ihrer Versunkenheit hervorhebt, daß sie in ursprünglicher Anordnung wieder dastehen im Lichte der Sonne der sie einst dienten!

C. M. von Hammer

[1]) Das in Frage kommende Gebiet liegt südlich von B a c h a a. d. Werra (Meßtischbl. 2990 B a c h a und 3053 S t a d t l e n g s f e l d, auf diesem Blatt der Dietrichsberg). Die Straße Buttlar—Sünna—Vacha, deren nördlicher Abschnitt dem Tal der Sünna folgt, die Bahnlinie Buttlar—Öchsen, die im wesentlichen das Tal des Bermbaches benutzt, und die Strecke Öchsen—Vacha, fast in ihrem ganzen Verlauf den Windungen der Öchse sich anschmiegend, bilden ein etwa gleichschenkliges Dreieck, auf dessen Höhe (ungefähr) der Ochsenberg (630 m) und weiter südlich der Dietrichsberg (668 m) liegen. Beide sind durch den Sattel des Hahnenkamms getrennt, über den die Straße Sünna—Völkershausen läuft. Im Südwesten vom Dietrichsberg — etwa 5 km Luftlinie — erhebt sich, rund 1 km östlich von Buttlar, der M i c h e l s b e r g (430 m) mit einer Kapelle (Meßtischbl. 3052 Geisa). — Das Blatt Stadtlengsfeld zeigt schon bei flüchtiger Übersicht eine Reihe Fluren, deren Namen es wohl geboten erscheinen lassen, sie auf Spuren der Vorzeit hin zu untersuchen.

Als Übersichtskarten (1:100 000) eignen sich: Reichskarte Einheitsblat 97 (Hersfeld—Eisenach), schwarz (1.30 RM.) und der südliche Anschluß Einheitsblatt 110 (Fulda—Gersfeld), in 5 Farben (1.60 RM.). S.

[1]) Die Öchse — der Bach; Öchsen — das Dorf; der Öchsenberg.

[1]) Die Völkershäuser Kuppe genannt wegen des am Fuße liegenden Dorfes.

Zur Deutung der Roßtrappe. Zu dem Aufsatz „Die Bodesage in neuer Deutung", „Germanien" 4. F., Heft I S. 29/30, dem ich inhaltlich nur zustimmen kann, sei folgende Beobachtung vom 9. 6. 32 nachgetragen, die eine weitere Bestätigung der von Eduard Alsleben, Nienburg, vorgeschlagenen Deutung sein dürfte: Neben dem sechsachsigen Radzeichen findet sich eine runische Einritzung in stark verwittertem Zustande. Trotzdem läßt sich unschwer erkennen, daß es sich um die „Man-Rune" (madr) der kurzen, bzw. die R-Rune der langen germanischen Reihe handelt, die nach Herman Wirth als „der seine Arme hebende Gottessohn" gedeutet worden ist, als Sinnbild der steigenden Sonne. Die angewandte Form ist die rechteckige, sonst auch mit Donnerbesen bezeichnete. (H. Wirth, „Was heißt Deutsch?", Taf. I, untere Reihe rechts.) Der untere senkrechte Tragstrich scheint weggewittert zu sein. Die Außenarme haben Fortsetzungen in kleinen Schrägstrichen. Die Nachbarschaft des Radzeichens sowie die von Alsleben wahrscheinlich gemachte Orientierung gegen Nordost sprechen für eine sommersonnwendliche Bezogenheit des dreifachen Zeichenkomplexes.

A. Meier-Böke, Hohenhausen.

„Ich denke, ein gewisses Heidentum hätte nie zerstört werden sollen, und jeder Mensch, der es mit seinem Geschlechte gut meint, sollte dahin arbeiten, es wieder lebendig zu machen. Unter diesem Heidentum verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt."

E. M. Arndt, Briefe an Freunde, 1810.

Die Bücherwaage

Bergmann, Ernst, Die Deutsche Nationalkirche. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1933. 394 Seiten. Geheftet 6 M., geb. 8 M.

Die Frage, um wieviel Jahrzehnte bzw. Jahrhunderte dieses Buch zu früh geschrieben wurde, stellt der Verfasser gegen Ende seiner Niederschrift selbst. Offenbar geschah dies in einer besinnlichen Atempause seiner pausenlos hinreißend und dramatisch geschürzten Gestaltung, in einem Augenblick, da dem Verfasser klar zu werden begann, hinfort mit gleichglühender Hingabe verehrt wie gehaßt zu werden. Ein Buch, dessen Inhalt derart grenzgerichtete Leidenschaften zweifelsohne aufflackern läßt, hat schon entscheidend Wesentliches auszusagen.

Konnte eine verständige Kritik im jüngsten Schrifttum des Leipziger Kulturphilosophen die Neubelebung deutscher Mystik unterstreichen und die herbe Feierlichkeit einer feinfühlig tastenden Seele bewundern, so steht man jetzt einem mehr die nackte Wirklichkeit entlarvenden Werke gegenüber. Sein geschichtlich wertender Inhalt klagt an, zerschmettert, rechnet ab, und sein zukunftsschauender Fernblick wirbt mit erschauerndem Bekennermut um die deutsche Seele. Dieser den Weg in ihre ureigene Heimat durch Hervorkehrung ihrer bodenständigen Wurzelhaftigkeit wieder frei zu machen, hält zwar riesenschwer, bedeutet dem Verfasser aber die endliche Verwirklichung einer volklichen Geschlossenheit, deren Bestand in einem deutsch- und nicht fremdbetonten Gotterleben gewährleistet erscheint. Was praktisch auf eine durchgreifende Neugestaltung des ganzen religiösen Bekenntnis- und mehr oder minder machtpolitischen Kirchenwesens hinausläuft und des weiteren die Beseitigung einer verderblich wirkenden Konfessionsspaltung durch Schaffung einer national abgegrenzten Erbauungsstätte erfordert.

Es will somit verständlich erscheinen, daß sich der Verfasser zunächst mit dem Protestantismus, dem Katholizismus und dem Wesen des Christentums schlechthin auseinandersetzt. Das haben zwar schon viele versucht und versuchen es immer wieder, doch wuchs ihr Werk zumeist nicht über irgendwie platte Verneinung hinaus und vermochte noch viel weniger zum ähnlich aufwühlendem und schließlich tatbereitem Nachdenken anzuspornen. Bei Bergmann ist letzteres sonderlich der Fall, denn Darstellung und Forderung sind Niederschlag eines wahrhaft strebend sich bemühenden Geistes.

Wer nicht vollkommen abgestumpft oder durch spitzfindige Dialektik verballhornt ist, dem dürfte just ein Licht aufgehen, daß und warum ein Deutschapostel zu uns redet, der möglicherweise eine zweite Feuerprobe wie damals auf dem Reichstag zu Worms bestehen könnte. Es wäre schon bedauerlich, wenn spießige Manierlichkeit hinter bürgerlich befriedigten Bierbacken nicht endlich den Mut fände, einmal zuzupacken und nachzudenken. Wohlverstanden darüber, warum in großen Teilen unserer gebildeten Kreise ein Kirchgang allenfalls noch einer billigen Anstandsvisite gleicht, indessen die heiligsten Innenwerte unseres Volkes und damit seine Selbstbehauptung ständig mehr zum willigen Instrument einer fremd- und machtpolitischen Interessensphäre werden, der Protestantismus einer schließlichen Auflösung entgegengeht und eine sogenannte Gottlosenbewegung überhaupt möglich ist.

Es ist gewiß nicht leicht, die hier sich stoßenden Dinge und verknoteten Fäden zu entwirren, aber wenn wir den Verfasser richtig verstanden haben, so ist es seit langen Jahrhunderten unser nationales Unglück, immer wieder in einem besonderen Kampfe verbluten zu müssen. Einer religiösen (um vielleicht besser zu sagen konfessionellen) Spaltung, die zwei sich kulturfeindlich gegenüberstehende Deutschlande gezeitigt hat, ein protestantisches und ein katholisches, wobei nach Bergmanns Vorbringen der Protestantismus zu stark war, in der Gegenreformation wieder unterzugehen, anderenteils zu schwach, um die Mentalität unserer süd- und westdeutschen Bevölkerung siegreich zu durchdringen. Was blieb, ist ein Torso, ein unglückselig gelagerter Kulturkampf, der gespeist mit deutschfremden Elementen auf deutschem Boden ausgetragen wird und der jede wünschenswerte Volkseinheit vermissen läßt. Denn „wären wir ein Volk, würde es heute in Deutschland keine ‚Andersdenkenden‘ mehr geben“.

Die Forderung, diese verderbliche, unsere nationale Einheit unterbindende Spaltung durch Schaffung einer unserem Volkstum gerecht werdenden Deutschkirche zu beseitigen, wird durch eine ausführliche Darstellung dessen, was wir entwicklungs- und bodenständig bedingt als wahre Deutschreligion anzusprechen haben, unterbaut. Seit Chlodwig würde unser Volk infolge der Christianisierung an der freien und normalen Entfaltung seiner Form gehindert worden sein, wenn sich auch Ansätze zu dieser Formentfaltung im mittelhochdeutschen Epos, in der deutschen Mystik, im Jahrhundert der Reformation, in der Deutschphilosophie und der Deutschdichtung des achtzehnten Jahrhunderts vorfänden. Bis heute leider diktierte, kontrollierte und irritierte eine auswärtige geistige Macht unsere Entwicklung und Formentfaltung, und unter Protest gegen weltanschauliche Überfremdung müßten wir auch heute noch Deutschkultur betreiben, weil die deutsche Weltesche sich am Boden krümmt und „römisches Christentum und Deutschreligion die größten weltanschaulichen Gegensätze sind, die man sich nur denken kann“. Und wer immer „das Christentum in seiner römischen Form erhalten will, erhält die Zwietracht der Deutschen“.

Den Beweis hierfür glaubt der Verfasser nicht schuldig bleiben zu sollen. Die Herkunft der Deutschen verlangt eine lebens- und keine in feuchter Katakombenluft geborene sterbensbejahende, mit Lichtblicken zum bessern Jenseits ausgestattete, Religion. Schon die Philosophie der Edda atmet den Wesenszug aller Deutschphilosophie, den deutschen Idealismus mit seiner Lehre vom hohen Menschengeist. Dieser ist im Gegensatz zur christlich verteidigten Sündenethik von nordischer Kampf- und Willensethik durchglüht mit natürlicher Achtung vor den ewigen schon im Naturwalten offenbar werdenden Mysterien der Geschlechtlichkeit und damit der Mütterlichkeit. Der alle Deutschethik ausmachende Wille zur sittlichen Tat und zur sozialen Gerechtigkeit, wie er im Kantianismus eine überfremdete deutsche Geistesgeschichte durchbricht, war bereits in der hohen Natursittlichkeit unserer germanischen Vorfahren angelegt, die „den Begriff Gott (als Jenseitsmacht) und Sünde (als metaphysische Erbsubstanz) nicht kannten.

Das Wesenhafte aller Deutschtheologie wäre demnach nurmehr aus dem Gotterleben des alten nordisch-germanischen Menschen herzuleiten, wie das etwa Kummer in seiner „Germanischen Weltanschauung“ umrissen hat. Der Geschichtsgang zeigt aber eine Fälschung der offenbaren Wahrheit, daß wertsittliches Gotterleben im schöpferisch Nationalen wurzelt, es somit nur eine wahrhafte Religion geben kann, die zugleich auch eine völkische, eine stammeigene ist. Darum ist nach Bergmann derjenige deutsch, der „römische Bannbullen im Geist oder mit Feuer verbrennt“ und man überhaupt nur nach „diesem Grundsatz Deutschgeschichte schreiben kann“. Überlegt man weiter, daß ein auf halbem Wege vorgedrungener Protestantismus heute schon nicht mehr das verfahrene Kulturkampfspiel beseitigen kann, so bliebe eigentlich zwangsläufig nur die Forderung übrig, dem Christentum restlos und in jeder Form zu entsagen. Eine Forderung, wie sie bekanntlich in reinster Weise ein Kreis um den Tannenbergsieger vertritt.

Bergmann dagegen hält dies vorläufig und merklich überraschend für ausgeschlossen, da eine tausendjährige Tradition sich nicht mit einem Schlage auslöschen ließe, wie das etwa die Strauß und Feuerbach und Eduard von Hartmann in ihrer Christentumskritik für möglich hielten. Er folgert, daß eine Deutschkirche, in der „unser Volk die Christusgestalt nicht mehr fände, von vielen unbetreten bleiben würde“. Und er glaubt eine dem germanischen Fühlen und Denken angepaßte Jesusgestalt im „Heliand“, jenem bekannten Stück aus der geistlichen Poesie des neunten Jahrhunderts, entdeckt zu haben. Hier würde der Gottessohn zum Volksführer, der Erlöser zum Nothelfer dargestellt erscheinen, und der alte Niedersachse würde damit zum Wegweiser für die Gedanken und Wege eines Deutschchristentumes werden. Man kann das füglich bezweifeln, da es schwer hält, im „Heliand“ das typische Erlösermotiv (das dem germanischen Empfinden zuwiderlaufende Erlöstwerden durch die persönliche Selbstaufopferung eines anderen) germanengerecht umbiegen, bzw. ausdeuten zu wollen. Im großen und ganzen schließt der „Heliand“ streng an die Erzählung der Evangelisten an und erscheint nur da im Ton der Volkspoesie weiter ausgemalt, wo der Gegenstand zur epischen Belebtheit aufforderte. Und man bedenke, daß der „Heliand“ wahrscheinlich einen Teil eines Werkes ausmacht, das ausgerechnet Ludwig der Fromme (der Ächter und Zerstörer alles Germanisch-„Heidnischen“) einem sächsischen Sänger zur Ausführung aufgetragen hatte! Wie dem nun sei, Bergmann scheint sich selbst mit dieser Kompromißthese nicht ganz befreunden zu können, denn er schwächt sein Vorbringen bemerkenswert durch den Nachsatz ab „wenn anders man aus Gründen

der Zweckmäßigkeit oder der Pietät überhaupt an der Christusgestalt innerhalb der Deutschreligion festhalten zu müssen glaubt". Über den Einbau einer irgendwie überkommenen Christusgestalt kann man jedenfalls verschiedener Meinung sein, sofern man geneigt ist, ein klares „entweder — oder" gegeneinander auszuspielen.

Dessen ungeachtet erscheint im weiteren das Wesen germanischer Religiosität befriedigend herausgearbeitet, und man möchte auch jene kritische, leider etwas knapp ausgefallene Auseinandersetzung mit Herman Wirth nicht missen, weil sie mit dazu beiträgt, Köpfe doch schließlich gleichen Wollens klärend zusammenzuführen. Möchte doch Bergmann vor der Wirthschen Eingottlehre daran erinnert haben, daß in jeder voraussetzungshalber dem Naturerleben entsprossenen Religion dem symbolhaften Lichtgott jeweils ein Mutterwesen zur Seite steht, das religiöse Erleben somit im Zweigottwesen ankert, wie es altnordisch Thor und Nerthus, sumerisch Ischtar und Thamuz, ägyptisch Isis und Osiris usw. aufzeigen. Daß Bergmann hier an Gedanken knüpft, wie er sie in seinem Werke „Erkenntnisgeist und Muttergeist" ausführlich vorgetragen hat und dort mit der einseitig männlich betonten Kulturentwicklung Abrechnung hält, soll nur nebenbei erwähnt sein.

Klagt der erste Teil seines vorliegenden Werkes an, sucht der zweite das Wurzelechte einer Deutschreligion herauszustellen, so unternimmt es der dritte und beschließende Hauptteil, das Wesen einer Deutschkirche ideell zu umreißen. Sie würde sichtbare Stätte einer nationalen Diesseits- und Bildungsreligion, eines Deutschbekenntnisses sein, das das Göttliche als sittlichen Tatwillen des einzelnen und des Volkes umschreibt und Deutschland als das Bildungsland einer neuen Menschheit gläubig verehrt. Indessen z. B. England rechtzeitig den Bruch mit dem Papsttum vollzogen hätte und an seiner Nationalkirche groß geworden sei, würden wir die ständig Benachteiligten geblieben sein und uns keine Verfassung geschaffen haben, welche die Kirche als dem Reichspräsidenten unterstellte Staatskirche vorsieht, welche in den Geistlichen ausschließlich vom Staat zu ernennende Beamte erblickt, welche die Deutschreligion als Staatsreligion erklärt und private Religionsgesellschaften nicht duldet, welche den Austritt aus der deutschen Staatskirche für einen deutschen Staatsbürger unmöglich macht oder welche Abmachungen und Verträge von Priestern mit auswärtigen geistlichen oder weltlichen Mächten für ungültig erklärt. „Eine Erschütterung der staatlichen Autorität und Souveränität bedeutet es, mit einer auswärtigen Macht Verträge abzuschließen, die weltanschauliche Fragen, also Kulturfragen der eigenen Nation, betreffen." Bergmann geht soweit, bei derartigem Beginnen vom Landesverrat des eigenen Staates zu sprechen und durch die jüngste Konkordatsära nur das Gegenteil von all dem bestätigt zu sehen, was kulturnotwendig unserem Volke zum Segen gereichte. Und welche internationale Macht den Weltkrieg, kulturell besehen, den Deutschen gegenüber gewann und welche gleiche Macht es verstand, die verworrene Lage der Nachkriegszeit sich zunutze zu machen, dürfte unschwer zu erraten sein und in der mitunter heroisch wirkenden Darstellung des Verfassers nachgelesen werden.

Der anschließende Versuch, fremdfalsches und deutschechtes Priestertum kritisch zu scheiden, gipfelt in dem (insbesondere auch das sittliche Priestertum der Frau betonende) Bekenntnis, daß es Aufgabe jeder deutsch-priesterlichen Tätigkeit ist, dem Menschen das Göttliche und Heilige in ihm selber zu zeigen, ihm zu helfen es ans Tageslicht zu bringen und in seinen Handlungen wirksam zu machen. Denn über allem, was da im höchsten Grade heute noch im deutschfremden Kirchenkult blüht, stünde „der Richterstuhl des Gewissens, auf dem der einzige Gott sitzt, den es wirklich und wahrhaftig gibt, nämlich das Ewige und Naturerhabene, das sich im hohen Geistwesen Mensch zur Bewußtheit und zur Freiheit erhob. Diesen Gott zu bilden im eigenen Ich, im Volk, in der Menschheit, das ist Priestertum". Und wäre die Kirche selbst eine nationale Weihestätte, ein Nationalheiligtum, mit dem Odalskreuz, der Siegrune des nordischen Menschen auf dem Turm, so erübrigte es sich, über die gleichwohl zunehmende Entkirchlichung überhaupt nachzudenken. Über das vorgebracht Sinngebende, eine deutsche Nationalkirche wirklich zur religiösen Erbauungsstätte zu formen, möchte man noch manche Klarheit wünschen und einen hier durchbrechenden Zug feingetönter Mystik weniger auf Kosten konkreter Möglichkeit verarbeitet sehen.

Doch man möge verstehen: der reformatorisch sturmhaft dahingleitende Inhalt des ganzen Werkes mit mitunter einzig schönen Satzgefügen kann unmöglich schon das bestmöglich Gedachte in vollendet reifer Form anbieten. Das überstiege im Augenblick die Kraft des einzelnen, der es auch nicht zum Nachteil angerechnet zu werden braucht, nicht immer ganz widerspruchslos geblieben zu sein. Es dürfte beispielsweise nicht angehen, „unter dem Zeichen des Deutschlandkreuzes" an Stelle des Christenkreuzes die erwähnte Heliandrettung durchzuführen. Und wiederum besteht Gefahr, daß vereinzelte, z. B. in jenem Kapitel über die Gottesidee, in wenig glücklicher Ausdrucksweise geprägten Sätze zu Mißverständnissen führen können und von vornherein mißliebig gestimmten Kritikern reichlich Wasser auf die Mühle liefern. Aber trotz allem! Man verspürt nur zu deutlich, daß der Verfasser selbst aus jener inwendig gelagerten Göttlichkeit schaffte, die er mit zwingender Treue verteidigt, und deshalb ragt der Inhalt des Werkes turmhoch über nur allzuviele Schriften hinaus, die gegenwärtig mit dem Problem einer deutschvölkischen Wiedergeburt ringen.

Vor dem Ausklang des Werkes, der ein deutsches Kirchenjahr vorführt, welches das Weihnachtsfest als Mutterkindfest, Ostern als Jugendweihefest und Pfingsten als das Mutterfest im Parallelgang mit der Natur aufzeigt, welches das Sommersonnwendfest als Fest der Waffenweihe und ein herbstliches Totenfest kennt, möchte man nur den Hut abnehmen. Denn gerade hier wird schon widerspruchslos jener Urklang deutscher Frömmigkeit lebendig, die seit langen Jahrhunderten keinen großen Tag mehr hatte. Und eines noch: wer die Zeichen der Zeit spürbar versteht, der möchte wohl mit dem Verfasser erkennen, daß wir tatsächlich vor den Toren eines katastrophalen Umwertungszeitalters stehen. Und dann bedeutet sein Werk um so mehr eine schicksalsnotwendige Fuge im tönenden Orgelwerk deutschen Erwachens.

Berlin. Hans Wolfgang Behm.

Rückert, Hanns, **Die Christianisierung der Germanen.** Ein Beitr. zu ihrem Verständnis u. ihrer Beurteilung. Tübingen: Mohr 1932. 35 S. gr. 8° = Sammlung gemeinverständl. Vorträge u. Schriften aus d. Gebiet d. Theologie u. Religionsgeschichte. 160. 1.50 RM.; Subskr.-Pr. 1.20 RM.

Der Theologe Rückert hält die Darstellung der „Bekehrung" der Germanen zum Christentum in den bisherigen Kirchengeschichten für nicht mehr befriedigend. „Die Frage, wie die Germanen dazu gekommen sind, das Christentum anzunehmen", will er neu beantworten. R. meint, von einer gewaltsamen Bekehrung könne keine Rede sein, weder bei den Sachsen noch in Norwegen (seine diesbezüglichen Ausführungen sind ein bemerkenswertes Beispiel „dialektischer Methode"), vielmehr sei „in der germanischen Religion etwas nicht mehr in Ordnung gewesen". Der eigentliche Grund, der die Germanen zum größtenteils freiwilligen Übertritt veranlaßt habe, sei in der größeren Macht des neuen Gottes und in der Ohnmacht der heidnischen Götter zu suchen (dies ist auch die „Moral" jener in der Bekehrungszeit zur Propaganda des Christengottes erfundenen „Wunder"geschichten). Diese germanischen Götter seien nichts anderes als gesteigerte Menschen (dagegen vgl. Neckel, Die altgermanische Religion, Berlin 1932, S. 13 ff.). Die an die Heimat und die Rasse gebundene Religion habe zwar offenbar genügen können, solange der germanische Mensch im Verborgenen vegetierte, sei aber bei seinem Eintritt in die Geschichte während der Völkerwanderungszeit (von den vorindogermanischen und indogermanischen Wanderungen und Fahrten der nordischen Rasse weiß R. ebensowenig wie von der urgermanischen Seefahrt) nicht mehr haltbar gewesen. Der Germane hätte den Bruch der Zeit nicht überstanden, wenn ihn nicht die Kirche gerettet hätte, die den Germanen „von der Naivität zur Reife" führte (eine Frucht dieser Reife ist offenbar der moderne Europäer). —

Eine neue Antwort? Nein: dieselbe öde Apologetik, wie sie seit je betrieben wurde und die gleiche katastrophale Verständnislosigkeit für Religion überhaupt und germanische Religion im besonderen. Man müßte diesem Theologen zunächst einmal Religionsunterricht erteilen, wenn hier nicht jede Bemühung völlig aussichtslos erschiene. Die Theologie vermag einen fruchtbaren Beitrag zu der allerdings notwendigen Neuuntersuchung der Probleme der Bekehrungsgeschichte nicht zu liefern, weil sie, ohne sich selbst aufzuheben, niemals zugeben kann, daß diese sogenannte „Bekehrung" die erste nihilistische Aktion in Europa ist und das Urbild aller bisherigen europäischen Revolutionen.

Dr. Otto Huth (Bonn).

Die Deutsche Falkenschaft. Blätter eines deutschen Bundes. Jul 1932. Mit 5 Bild. u. 4 Taf. Nürnberg 2: Kanzlei d. Deutsch. Falkenschaft e. V. (Postfach 228). 28 S. 8°. 0.35 M.

Ein sehr hübsch gedrucktes, kenntnisreich zusammengestelltes Heft, dem Brauchtum des Julfestes gewidmet: Über den Namen Weichnachten; Deutsche Weihnacht im Lied; Die Weihnachtszeit und ihre Bräuche; Weihnachtsgebäck (Gebildbrote); Der Zweig und die Lebensrute, Vorformen und Verwandte des Weihnachtsbaumes; Etwas über den Tannenbaum; Vom Laich. S.



Reichsgründung und Rasse

Paul Zaunert, **Die Entwicklung des Karolingertypus.** Volk und Rasse, Verlag J. G. Lehmann-München, 1933, Heft 1. Mehr als dreihundert Jahre wandert das Karolingergeschlecht schicksalgestaltend durch die germanisch-deutsche Geschichte; der Charakter dieser Sippe und ihre Stellung zum Germanentum ist also gerade in dieser Übergangszeit zwischen Landnahme und beginnender Staatsgestaltung von höchster Bedeutung. Die Geschichte der Karolinger, der freilich schon eine erhebliche Vorgeschichte voraufgegangen sein muß, beginnt mit einem Treubruch, einer Felonie: Im Angesichte der Feldschlacht verweigern Arnulf und Pippin, die Häupter des austrasischen Adels, ihrer angestammten Königin Brunichild den Gehorsam und liefern sie dem Gegner zu furchtbarer Rache aus. Auch in der Folgezeit haben diese Hausmeier mit der gewaltigen, charakterstarken Hausmeierpersönlichkeit unserer Sage, mit Hagen von Tronje, nichts gemein als Klugheit, Kraft und Herrschsucht; es fehlt ihnen das wesentlich Germanische, das den Haushofmeister Hagen in allen seinen Taten adelt, die persönliche Verbundenheit, die tief innerliche Treue zum Gefolgsherrn und zur Königssippe, für die er das Letzte einsetzt. Allzu vertraut mit dem zwiespältigen Wesen dieses vielgestaltigen Reiches können sie auch, zur Herrschaft gelangt, nicht mehr aus dem fränkischen Reichsbeamtentum in ein germanisches Volkskönigtum hineinwachsen. Ihr Tun und Denken wird an der Zweisprachigkeit ihres Reiches sehr bewußt, aber rein verstandesmäßig; ihre Politik wird Technik, fern jeglicher Volksverbundenheit. So ist scharf zu unterscheiden zwischen jenem Karl d. Gr., den das deutsche Volk sich dichtete und der im Mittelalter zum Wunschbild für das Kaisertum an sich wurde, und dem echten Karl der Geschichte, jenem Typus des Franken, der auf gallo-romanischem Boden fremde Züge annahm und weder als germanischer noch als deutscher Mensch gelten kann. / Hans Zeiß, **Herzogsname und Herzogsamt.** Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Eine eingehende Untersuchung der überlieferten Quellen seit Cäsar führt den Verfasser zu dem Schluß, daß „dux" keineswegs, wie bisher häufig üblich, gleich „Herzog" zu setzen ist, daß das Herzogsamt vielmehr aus den Bedürfnissen des Merowingischen Großreiches entstanden ist und auf den germanischen Teil desselben beschränkt blieb.

Germanen, Kelten und Slawen

Bolko Freiherr von Richthofen, **Zur Vorgeschichte der Ostgermanen.** (Mit besonderer Berücksichtigung wandalischer Funde von Munkács.) Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. Sachlicher Forschung ist es gelungen, die ostgermanischen Kulturen des letzten vorchristlichen Jahrtausends immer klarer zu erkennen, insbesondere die Gesichtsurnenkultur, der auch die Basternen zugehört haben, sowie die große wandalische Kultur, von der jene nach Süden abgedrängt wurden. Die von rein chauvinistischen Gesichtspunkten bestimmte polnische Forschung versucht neuerdings auch den germanischen Charakter der Gesichtsurnenkultur abzustreiten, und ihr Führer Kostrzewski hat dafür den schönen Namen „baltisch" erfunden. Diese neue Blüte polnischer „Wissenschaft" wird von v. R. an Hand des Tatsachenmaterials zurückgewiesen.

Rudolf Much, **Keltomanische Geschichtsklitterung.** Mannus 24, Heft 4. Nachdem erst kürzlich die Keltentheorie Sigmund Feists, der die von Cäsar und Tacitus erwähnten Germanen zu Kelten stempeln wollte, ein unrühmliches Ende gefunden hat, ist ihr neuerdings wieder, wie das ja beschämenderweise in unserem Volke nie abreißt, ein Vertreter erstanden in Gustav Stümpel, der Ariovist und seine Scharen, die Usipeten und Tenkterer, sowie die von Cäsar auf dem rechten Rheinufer geworbene Reiterei als keltisch erweisen möchte. Ebenso eingehend wie scharfsinnig weist Rudolf Much die Unhaltbarkeit dieser Auffassung nach, deren Begründung außerdem häufig einen bedeutenden Mangel an Sachkenntnis und Folgerichtigkeit zeigt. / Rudolf Stampfuß, **Urgeschichtsforschung im deutschen Westen.** „Die Sonne", Armanenverlag-Leipzig, Heft 12, 1932. Während in anderen Teilen des Reiches die deutsche Vorgeschichtsforschung erhebliche Fortschritte macht, ist im Westen das Interesse insbesondere der amtlichen Forschung noch immer vornehmlich der Hinterlassenschaft der Römerzeit zugewandt, die letzten Endes nichts anderes als eine Rheinlandbesetzung darstellt. So kommt es, daß die wichtige Rheinprovinz zu den vorgeschichtlich am schlechtesten durchforschten Gebieten in Deutschland gehört, während gerade die Erforschung dieses Gebietes nicht nur aus wissenschaftlichen, sondern auch aus national-völkischen Gründen von ungeheurer Wichtigkeit ist einmal bezüglich des Vordringens der Germanen gegenüber den Kelten, sodann aber auch, weil hier wichtige Aufschlüsse über die Entwicklung der frühmittelalterlichen Kultur aus der germanischen Völkerwanderungskultur zu erwarten sind. / Th. Hoffmann, **Urslavenheimat und Altslavenwanderungen.** Volk und Rasse, Verlag J. F. Lehmann-München, Heft 4, 1932, und Heft 1, 1933. Im Gegensatz zur polnischen Forschung, die aus politischen Gründen Ostdeutschland dafür in Anspruch nimmt, erweist der Verfasser die Pripetsümpfe als die Heimat der Urslaven, wo sie auch von der Sprach- und Vorgeschichtsforschung bereits gesucht worden ist. Hier zeigen sich die ältesten Formen der Fluß-, Stammes- und Siedlungsnamen, die Lebensbedingungen dieses Rückzugsgebietes, wo sich die ursprünglich indogermanischen, also nordrassischen Urslaven weitgehendst mit einer primitiven Urbevölkerung gemischt haben müssen, haben den slavischen Volkscharakter geprägt. Verfasser zeigt, was bisher noch nicht beachtet wurde, daß die ältesten Stammesnamen von den heilig gehaltenen Flüssen hergeleitet worden sind, ein Brauch, der bei der engen Verbundenheit des Slaven mit seinem Flusse leicht erklärbar ist. An Hand der Namen werden auch die Wanderwege der Altslaven aufgezeigt. Es ergibt sich der Schluß, daß die Slaven nicht aus eigenem Triebe den Weg nach Westen angetreten haben, sondern daß sie in den Rückstrom hineingerissen worden sind, der von seiten germanischer Bevölkerungsteile aus Osteuropa eingesetzt haben muß, nachdem Ostdeutschland durch den Abzug der hier eingesessenen germanischen Stämme stark entvölkert worden war, was auch durch die stark nordische Erscheinung slavischer Führerpersönlichkeiten erhärtet wird. / Die „Ostland-Berichte", herausgegeben vom Ostland-Institut in Danzig, Jahrg. 6, 1932, Nr. 1/2, bringen unter dem Titel **„Die vorgeschichtlichen Überreste Ostpreußens"** eine Wiedergabe des Beitrags von J. Kostrzewski in dem von dem polnischen Westmarkenverein herausgegebenem Sammelwerk über Ostpreußen. Die Abhandlung ist, wie alle Arbeiten dieses Forschers, stark von deutschfeindlichen, rein chauvinistischen Gesichtspunkten bestimmt. Die anschließende wissenschaftliche Widerlegung durch Bolko Frhr. v. Richthofen zeigt die große Bedeutung des Germanentums auch für die Entwicklung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit.

Kulturbeziehungen

Ernst Sprockhoff, **Drei bemerkenswerte Bronzen aus Niedersachsen.** Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Verlag August Lax-Hildesheim und Leipzig, Nr. 6, 1932. Eine Stabdolchklinge und zwei Schwerter, erstere der frühen, letztere der jüngeren Bronzezeit zugehörig, zeigen im Verein mit anderen Bronzefunden, daß schon in der Bronzezeit Beziehungen zwischen den Germanen des niedersächsischen Gebietes und England bestanden haben müssen, da nur im nordwesteuropäischem Gebiet die Heimat dieser Bronzen zu suchen ist. / Eduard Beninger, **Zwei germanische Funde von Wulzeshofen in Niederösterreich.** Wiener prähistorische Zeitschrift, 19. Jahrg. 1932. An zwei reiche germanische Grabfunde, die um 180 n. Chr. und in den Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. zu setzen sind, schließt Verfasser eine Untersuchung über die Herkunft der Filigrantechnik sowie über keltische und pontische Einflüsse, die sich auf das germanische Kunstgewerbe bemerkbar gemacht haben.

Hertha Schemmel.

Unsere Wiedergeburt schöpft nicht aus zweiter und dritter Hand schon leise versüdlichten Griechentums, sondern unmittelbar aus der nordischen Heimat allen Ariertums und muß darum zu ganz gewaltigen Auswirkungen erwachsen. Die nordischen Quellen der Edda und ihrer Mythologien fließen klarer, reiner als die schon gänzlich vermenschlichten römischen und griechischen.

Rudolf John Gorsleben in „Hoch-Zeit der Menschheit"




Verschiedenes

Rudolf John Gorsleben. Gedenkblatt und Ausblick. Sein fünfzigstes Lebensjahr würde am 16. März d. J. dieser einmal selbstbekennende „frohe Wanderer mit des Weltalls Glanz im Angesicht“ vollenden, weilte er noch unter uns. Das Schicksal wollte es anders. Vor zweieinhalb Jahren nahm der Tod dem Wandersmann die Feder aus der Hand und bereitete damit seinem Bemühen „nur was mich weise macht, ist mir zu wissen wert“, ein unerwartet rasches Ende. Wie vielen deutschen Denkern war dem gebürtigen Lothringer das Städtchen mit den Flüstergeschichten aus ferner Posthornzeit, war ihm Dinkelsbühl zur zweiten Heimat geworden. Hier, und später unweit des Bodensees, betrieb er seine Eddaforschung, spann am Faden deutscher Innigkeit und formte seine vielseitigen Druckschriften und Briefe, die einen zwar nicht großen, aber um so treueren Kreis sich um ihn sammeln ließ. Und sind wir ehrlich: er, der Nostradamus' Sehergabe zur Erinnerung bringt und mit Vorliebe in alten und uralten Quellen stöbert, erinnert in manchem selbst an dessen vielumfehdete Schicksalsprophetie. Und was von seinem Schaffen in erster Linie bleiben wird, liegt weniger in verstandesmäßig verbrieften und gelehrtengerecht aufgezogenen Erkenntnissen verborgen, sondern in seinem heldischen Vormarsch zur deutschen Seele. Aus ihrer Entdeckung heraus das zu schaffen, was etwa Hermann Keyserling gegenwärtig als „Gefühlskultur“ bezeichnet, um dadurch eine das Volkstum umfassende Kulturgemeinschaft zu erreichen, — so und nicht anders kann und darf Gorsleben „verstanden“ werden!

Was er auch immer auszusprechen hat, spornt zum erbbewußten Erlebnis an, und deshalb werden Gorsleben nur die verstehen können, die in sich selbst einen Hauch verspüren, was uns Deutsche in kulturbetonter Eigenheit einen kann. Diese Eigenheit verlangt aber den Blick in die Vorzeit zu kehren und wachen Sinnes die zu entdeckenden Befunde lebendig und seelisch auszuwerten. Denn „im Heimweh nach seinem Besten muß es jedermanns heilige Pflicht sein, sich mit Ernst und Andacht in die Gedankenwelt seiner Vorfahren, die nach dem Gesetze des Lebens auch notgedrungen seine Gedanken sind, einzuleben... Wir müssen unsere eigene Vergangenheit, die Kultur, die Religion, die Kunst und die Sprache unserer Vorfahren kennenlernen und darin besser Bescheid wissen als in ferneren und fremderen Dingen. Und wäre unser eigenes Herkommen noch so ärmlich und unbedeutend, was es aber gar nicht ist, denn unsere Rasse und unsere Heimat sind der Schoß aller Kultur, wir müßten sie schon lieben und dem Fremden vorziehen, weil er unser Eigenstes ist. Und solange wir nicht den Willen zu solchem Mut der Seele und des Blutes aufbringen, der uns erst wahrhaftig adelt, zum adeligsten Volk der Erde machen würde, so lange bleiben wir Emporkömmlinge in unseren eigenen und in den Augen der andern. Wir können nur alle einen Weg machen: zu uns zurück.“

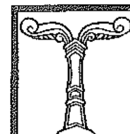
Also als Auftakt in der fast siebenhundert Druckseiten starken Hinterlassenschaft Gorslebens zu lesen, die als Evangelium seines schaffenden Lebens noch in letzter Stunde der Gefahr des Vergessenwerdens entrann. „Hoch-Zeit der Menschheit“ (Koehler & Amelang Verlag, Leipzig) hat Gorsleben dies überschauliche, „aus den Runen geschöpfte“ Werk benannt, auf daß „heller der Geist und der Menschenleib“ werde. Und Weisheiten, schon „weise“ fürwahr, sind darin zur sakramentalen Heiligkeit geformt, die wesentlicher sind als manche Klärungsversuche, über die der Fuß forschender Fachleute mit Recht stolpern kann. Ob Gorsleben erzählt, was die Edda ist, ob der Atlantis oder die ewige Wiederkehr deutet, ob er vom kosmischen Ursprung der Runen den Pfad zur Menschenseele lenkt, ob er im Vaterunser eine „Runen-Reihen-Raunung“ erkennen will, ob er vom Sonne-Sohn oder der Offenbarung Gottes spricht, das Sinngebende bleibt zweifellos immer, arischem Geist zum Durchbruch zu verhelfen.

Mögen andere heute mit gleichem Garne weben, in der Gemeinschaft aller, den wahrhaft deutsche Erneuerung am Herzen liegt, wird Gorslebens Werk und Name unauslöschlich bestehen bleiben.

H. W. B.



Vereinsnachrichten



6. Tagung der Freunde germ. Vorgeschichte in Bad Pyrmont

Tagesordnung: (kurz gefaßt!)

Dienstag, den 6. Juni:

8,30 Uhr Treffen an den Externsteinen bei Horn in Lippe.
Eingehende Besichtigung und Erklärung des Heiligtums.
11 Uhr Fahrt nach Oesterholz, Heidenkirche bei Kohlstädt u. Ostaraheiligtum in Oesterholz, Schwedenschanze, Feststraße, Dreihügelheiligtum, Kampfspielbahn im Langelau usw.
Frühstück im Gasthaus Huneke, anschließend Besichtigung des Sternhofs.
Führung und Erklärungen: Dir. Wilhelm Teudt.
16,30 Uhr Fahrt nach Pyrmont.
20,30 Uhr Begrüßungsabend im Konzerthaus. Besichtigung des Quellenfundes. Einführender Bericht.

Mittwoch, den 7. Juni:

8 Uhr Jahresversammlung der Fr. g. V. im Kurhaus. Bericht des Vorsitzenden. Gäste willkommen.
9 Uhr Treffen am Brunnenplatz an der Hauptquelle. Bericht Teudt.
10 Uhr Fahrt zur Schellenburg. Anschl. Fahrt zum Königsberg. Frühstück.
Besichtigung der Hünenburg im Königsberg.
15 Uhr Fahrt zur Kilianskirche bei Lügde u. Besichtigung. Bericht über den Osterbrauch (Feuerräder) von Lügde.
Rückfahrt nach Pyrmont.
20,15 Uhr Öffentlicher Vortrag des Univ.-Prof. Dr. Gustav Neckel im Konzerthaus: „Die Bedeutung des altnordischen Schrifttums für die Erkenntnis germanischen Wesens.“
Anschließend zwangloses Beisammensein im Kurhaus.

Donnerstag, den 8. Juni:

8 Uhr Abfahrt zur Herlingsburg. Besichtigung der vorgeschichtlichen Anlagen. Fahrt nach Schieder. Frühstück im Deutschen Haus.
15 Uhr Besichtigung der Anlagen von Altschieder. Anschl. Rückfahrt nach Pyrmont.
Ab 20 Uhr Geselliges Beisammensein im Kurhaus. Aussprache. Schluß der Tagung.

Teudt-Vortrag in Berlin. Im November des vorigen Jahres sprach Direktor Teudt auf Einladung der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte in Berlin über seine Arbeiten. Der Vortrag, der einen Querschnitt durch die gesamten bisherigen außerordentlich wichtigen Ernebnisse gab, fand in den Kreisen der Gesellschaft und darüber hinaus ungemein Anklang. Besonders wertvoll war u. a. der Hinweis Teudts auf Fundstücke, die einige in der Nähe der Externsteine — wie sich inzwischen herausgestellt hat, vor gut hundert Jahren — gemacht worden sind. Teudt zeigte sie im Lichtbilde wie auch sonst gute Lichtbilder das gesprochene Wort begleiteten und erläuterten. Eines der Fundstücke befindet sich nach Dorow im Bonner Museum.

Der Vortrag in Berlin bedeutet ein gutes Stück weiter auf dem Wege der Anerkennung der Arbeiten und Forschungen Teudts von seiten ernstester wissenschaftlicher Kreise. Es sei hinzugefügt, daß auch die Berliner Tagespresse eingehende verständnisvolle Würdigungen des Vortrages und der Arbeit Teudts brachten. Auch auf der in den Novembertagen 1932 in Berlin stattfindenden „Nordischen Tagung“ ergriff Teudt zu längeren Ausführungen über seine und unsere Arbeiten das Wort, auch hier wurden seine Darlegungen mit lebhaftem Interesse aufgenommen. —l

Hannover. Die Ortsgruppe d. Fr. g. V. eröffnete ihre Tätigkeit im neuen Jahr am 19. Januar mit einer sehr gut besuchten Mitgliederversammlung im Hofbräuhaus. Nachdem der Vorsitzende, Herr Brons, die Arbeitsberichte für das Jahr 1933 in allgemeinen Zügen bekanntgegeben und insbesondere auf den am 9. Februar stattfindenden öffentlichen Vortrag von Wilhelm Teudt hingewiesen hatte, hielt Herr Regierungs-Baurat Prietze einen Vortrag über altgermanische Freiheit und bemerkenswerte Reste dieser Freiheit in der Umgegend von Hannover. Unmittelbar vor den Toren von Hannover liegen östlich der Stadt 13 Dörfer, die unter dem Namen „das große Freie" oder „die Freien vor dem Nordwalde" noch heute in mancher Beziehung eine Einheit bilden. Dies Gebiet ist der nördliche Teil eines noch genau in seinen Grenzen feststellbaren altgermanischen Gaues, dessen Mittelpunkt die Gaudingstätte auf dem Hassel, jetzt ein kleines Wäldchen auf der Höhe bei Lühnde, gewesen ist. Die Nordgrenze war der große Wald, dessen Reste im Ahltener und Hämeler Wald noch vorhanden sind, die Westgrenze bildete die Leine, die Südgrenze der bei Sarstedt in die Innerste mündende Bruchgraben. Zäh festgehaltene Jagdgerechtigkeit der Bauern bezeugt noch heute diese Begrenzung. Um das Jahr 1500 löste sich der Gau in drei Teile auf, einen südlichen Hildesheimer Bezirk, einen Lüneburgischen und einen Kalenberger Bezirk. Letzterer bestand aus den drei Dörfern Wülfel, Laatzen und Döhren und wurde, zum Unterschied von dem großen Freien, „das kleine Freie" genannt. Als einzige Abgabe zahlten die Bauern der großen Freien den Königszins an den Herzog von Sachsen, als den Vertreter des Königs. Jeder anderen Besteuerung haben sie sich bis ins 19. Jahrhundert mit Erfolg zu erwehren gewußt wie sie auch das Recht an ihren Marken und Wäldern ungeschmälert behauptet haben. Auf ihrer Gerichtsstätte bei Ilten haben sie noch im 18. Jahrhundert selbständig die Halsgerichtsbarkeit ausgeübt. Bis in die Zeit der Freiheitskriege hielt die große Freie an dem allgemeinen Heeresdienst fest; jeder Hof stellte einen vollausgerüsteten Mann auf eigene Kosten. Bei einer Musterung vom Jahre 1615 bestand das Aufgebot der Freien aus zwei Fähnlein von je 280 Mann unter je einem Fähnrich als Anführer. Im Jahre 1813 ging von der großen Freien ein Aufruf zur allgemeinen Erhebung gegen Napoleon aus, in welchem die eigene Heeresverfassung als Muster aufgestellt und gesagt wurde, daß die große Freie 480 Mann stellen werde.

Als sehr bemerkenswert für die Erforschung altgermanischen Verfassungslebens wies der Vortragende darauf hin, daß der alte Gau um den Hassel herum nach Gebietsumfang und Zahl der selbständigen Gemeinden genau mit den von ihm bei Zeven und Harsefeld festgestellten alten Gauen übereinstimmt. Die gewöhnliche Größe der germanischen Gaue scheint danach bei 300 Quadratkilometern gelegen zu haben. Man kann das auch durch die Tatsache erhärten, daß die bekannten Vororte alter Zeit etwa 20 bis 25 Kilometer voneinander entfernt liegen. Die von Cäsar überlieferte Angabe, die Sueben hätten 100 Gaue gehabt, würde demnach besagen, daß sie ein Gebiet von der Größe der heutigen Provinz Hannover bewohnt hätten.

Der Vortrag löste eine lebhafte Aussprache aus, in der Herr Hofbesitzer Wöhler aus Groß-Buchholz bemerkenswerte Einzelheiten zu dem Vortrag beisteuern konnte. Als Jagdnachbar ist er in Berührung mit der freien Bauernjagd am Ahltener Wald. Dort am Warmbüchener Moor befindet sich auch eine noch durch einen Brunnen, den Türkenbrunnen, gekennzeichnete Fluchtstätte der Bewohner der großen Freien. Eine alte Einwohnerin von Kirchrode hat Herrn Wöhler berichtet, daß man dort in kriegerischen Zeiten seine Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen pflegte.

Frühere Jahrgänge „Germanien". Häufig wird nach älteren Heften unserer Zeitschrift gefragt. Einstweilen können noch abgegeben werden:

Germanien 3. Folge 1931/32	3.60
Germanien 4. Folge 1932	2.40

Man wende sich an Herrn W. Düstersiek, Detmold, Friedrichstr. 17, oder bestelle auf dem Abschnitt der Zahlkarte (Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold. Amt Hannover 65278).

Zur Aufklärung. In Beantwortung der an mich gerichteten Anfragen, teile ich hierdurch mit, daß eine Vereinigung mit der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte in Berlin (ehemalige Herman Wirth-Gesellschaft) nicht stattgefunden hat.

Platz.

Berichte der Ortsgruppen Bremen, Essen und Osnabrück, die inzwischen eingegangen sind, werden infolge gedrängten Raumes in Heft 4 erscheinen. (Schftltg.)

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 April / Ostermond Heft 4

Sachlichkeit

Von O. Suffert

1.

In diesem Heft beginnt W. Teudt den Aufsatz „Germanische Astronomie" — eine Arbeit, der ein umfangreicher Briefwechsel mit Prof. Dr. Neckel vorausgegangen ist, da ihr Ausgangspunkt die Neckelsche Besprechung der 2. Auflage der „Germanischen Heiligtümer" bildet. Über diese Besprechung hat „Germanien" seinerzeit berichtet (Folge 3, S. 31). In diesem Bericht ist zunächst aufgezählt, was Neckel teilweise beanstandet oder ganz verwirft; ausdrücklich ist hinzugefügt: „Alles das darf nicht verschwiegen werden." Selbstverständlich haben wir ebenso angeführt, was Neckel anerkennt. Dann aber heißt es weiter: Solche Einzelheiten sind aber hier nicht das wichtigste, das liegt vielmehr in Neckels Grundeinstellung, die sehr deutlich aus seinen Schlußworten zu erkennen ist: „Diese Zugeständnisse können als bedeutungslos erscheinen, da sie nur Einzelnes und Unbestimmtes treffen. Sie gewinnen aber Bedeutung unter einem Gesichtspunkte, der für eine gerechte Beurteilung von Teudts Leistung der Hauptgesichtspunkt sein muß: sie sind Beispiele für die vorurteilslose Objektivität (von N. gesperrt), welche Teudt fordert und welche in den von ihm behandelten Fragen bisher in beschämendem Grade gefehlt hat."

2.

Neben dem Fall Teudt steht der „Fall Wirth", und darauf trifft leider die gleiche betrübende Feststellung zu. Da die Geisteswissenschaften nicht mit mathematischen Größen arbeiten, sind Meinungsverschiedenheiten durchaus möglich. Die Persönlichkeit läßt sich nicht ausschalten, aber der Kampf sollte sachlich ausgefochten werden. Voraussetzungslosigkeit wird von der „Wissenschaft" gefordert; man sollte diese Forderung wenigstens insoweit verwirklichen, daß man aus dem Meinungsstreit die persönliche Voreingenommenheit fernhält. Und man sollte solche Kämpfe sauber führen. Das trifft nicht mehr zu, wenn man Sätze, die in einem bestimmten Zusammenhang einen ganz bestimmten Sinn haben, aus diesem Zusammenhang herausnimmt, sie in einen anderen hineinstellt, in dem der Sinn der Sätze anders wird, sie dabei aber in Anführungszeichen setzt, um den Anschein zu erwecken, die angeführten Sätze hätten ihren ursprünglichen Sinn behalten.

Die Untersuchung „Wissenschaftlich und unvoreingenommen“, die ebenfalls in diesem Hefte erscheint, gibt Beispiele für das Verfahren, wie es eben geschildert wird. Als ich die Besprechungen las, die dieser vergleichenden Untersuchung zugrunde liegen, hatte ich sofort den Eindruck einer höchst willkürlichen Auswahl der Belegstellen. Um festzustellen, ob dieser Eindruck berechtigt war, habe ich eine sorgfältige Nachprüfung veranlaßt, und leider wurde der erste Eindruck nur verstärkt. Es kommt einem gelegentlich der Gedanke, als ob „die“ Fachwissenschaft sich geradezu hilflos fühlte, wenn sie die ihr unbequemen neuen Gedanken Wirths nicht sachlich, sondern eben in der geschilderten Weise unsachlich bekämpft.

Wenn Ferdinand Bork im „Reichswart“ (Nr. 13 vom 26. März 1932) schreibt, er könne nur den Rat geben, grundsätzlich alle Nachrichten über die Wirthpropaganda totzuschweigen und weitere Erörterungen abzulehnen, weil es einen wissenschaftlichen Kampf um Wirth gar nicht gebe — so ist das ebenfalls ein Verhalten, das aus dem Gefühl der Hilflosigkeit zu erklären ist. Und Bork, wie K. F. Wolff-Bozen bemerkt, „hat damit eine Entgleisung begangen, die zwar in der Geschichte der Wissenschaft nicht neu ist, aber keinem Gelehrten Ehre einbringt.“

3.

Die eben erwähnte Arbeit Wolffs „Um Herman Wirth“ zeichnet sich durch erfreuliche Abgeklärtheit und wohltuende Ruhe aus[1]). Um in der Übersicht zum Wesentlichen zu kommen, um sich nicht an Nebensächlichkeiten zu verlieren, „bei denen es belanglos ist, ob Wirth recht hat oder nicht“, stellt Wolff vier Grundfragen:

1. „Ist die Lehre Wirths nur als Dichtung eines Schwärmers zu werten oder muß man sie wissenschaftlich ernst nehmen?“

2. „Hat es einen Sinn, die germanischen Runen von uralten nordischen Symbolzeichen ableiten zu wollen (wie es Wirth tut) oder muß die bis jetzt angenommene Entlehnung der Runen aus einem südlichen Alphabet als unumstößliche Tatsache angesehen werden?“

3. „Gibt es eine Kontinuität (Dauerüberlieferung) der Kultsymbole seit uralter vorgeschichtlicher Zeit bis zur Gegenwart?“

4 „Hat es in vorgeschichtlicher Zeit eine Art Urchristentum gegeben und (was damit zusammenhängt) besaß die Urzeit eine höhere ethische Kultur als wir sie bei den frühgeschichtlichen Völkern, z. B. bei den Taciteischen Germanen oder bei jenen der isländischen Sagazeit nachzuweisen vermögen? Ist daher die Edda erhabenstes arisches Geistesgut oder bedeutet sie eine Verfallserscheinung gegenüber einer höheren sittlichen Einstellung des Urzeitalters?“

In der Beantwortung dieser Fragen wägt Wolff sorgfältig das Für und Wider im einzelnen ab. In unserem Zusammenhange kommt es nicht so sehr auf das Was als auf das Wie an. Deshalb verzichten wir darauf, die Beweise und Gegenbeweise hier wiederholend aufzuzählen und bringen nur das Endergebnis: „In allen vier Hauptfragen ergibt sich somit bei ganz objektiver Beurteilung, daß hier eher Wirth recht haben dürfte als seine Gegner. Diese scheinen das auch selbst zu fühlen und sie richten deshalb ihre Angriffe mit Vorliebe auf Nebensächlichkeiten, z. B. auf die Wirthschen Etymologien, die aber für seine Hauptgedanken so gut wie gar nichts bedeuten.“

4.

Im Streit um Teudt und Wirth spielt auch das Verhältnis von Fachwissenschaft und Laientum eine ziemliche Rolle. Man kann gelegentlich feststellen, daß Vertreter der Fachwissenschaft mit einem gewissen Hochmut auf den Laien herabblicken. Die Bedeutung gründlicher Fachkenntnisse zu verkleinern, wird niemandem auch nur im Traume einfallen,

[1]) Um Herman Wirth. Eine Übersicht über den Kampf um Herman Wirth und über die einschlägigen wissenschaftlichen und weltanschaulichen Streitfragen. Natur und Kultur 1933 Nr. 1, Verlagsanstalt Tyrolia A.-G. Innsbruck-Wien-München.

obwohl die Beherrschung einer noch so großen Summe von Kenntnissen noch nicht Wissenschaft ist. Aber es scheint öfter überhaupt so, als ob der Besitz von Kenntnissen verwechselt wird mit den äußeren Merkmalen, an denen dieser Besitz und die Eignung zu wissenschaftlicher Arbeit erkannt werden soll. Aber ob Amtsbezeichnungen und akademische Grade wirklich Gewähr geben, daß Sachkenntnis und Eignung vorhanden sind und sich mit Sachlichkeit verbinden, ist nicht ohne weiteres zu bejahen.

Im März 1931 entspann sich im „Brandenburger Anzeiger“ zwischen einem Archäologen vom Fach und einem Laien ein Streit über die Frage, ob Groß-Kreutz in der Mark als altes Wendendorf anzusehen sei oder auf eine germanische Siedelung zurückginge. Auch hier steht wiederum nicht der Inhalt des Streites zur Erörterung, ich ziehe diesen nur als Beispiel für die eben gekennzeichneten Verhältnisse heran. Der Fachwissenschaftler schreibt: „Ich pflege mich im allgemeinen nur mit Fachgenossen in Polemiken einzulassen, zumindest nur mit Gegnern, bei denen die Kenntnis wissenschaftlicher Methode sowie der wichtigsten Fachliteratur vorausgesetzt werden kann.“ Man kann den sachlichen Inhalt dieses Satzes gelten lassen, aber man sollte erwarten, daß der Verfasser von sich selber das Gleiche verlangt wie von seinen Gegnern. Dr. K. H. Marschalleck verteidigt sich dann gegen den Vorwurf der Slawenfreundlichkeit (Slavomanie, Slawentollheit) und fährt dann fort, daß unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit augenblicklich in Deutschland eine Germanomanie (Germanentollheit) grassiere: „Nur von dieser Seite konnte vor kurzem die ‚deutsch-germanische Welt‘ mit der Entdeckung eines altgermanischen Observatoriums in Gestalt einiger aufgetürmter Findlinge bei Detmold beglückt werden.“ Einige aufgetürmte Findlinge? Es dürfte immerhin genügend nicht „deutsch-germanische“ Fachliteratur geben, aus der sich der Archäologe vom Fach darüber unterrichten kann, ob die Externsteine als aufgetürmte Findlinge angesehen werden können oder nicht. Auch das gehört mit zum Begriff der „vorurteilslosen Objektivität“, daß man sich über den vorliegenden Tatbestand unterrichtet, ehe man darüber urteilt.

Germanische Astronomie

Gustav Neckel und die Germanischen Heiligtümer

Von Wilhelm Teudt

Über die Besprechung meines Buches durch Professor Dr. Neckel, Berlin, in der „Deutschen Literaturzeitung“ (Heft 25, 1931) und im „Tag“ ist in „Germanien“ (Folge 3, S. 31) bereits berichtet. Ich stimme dem von Studienrat Suffert Gesagten in vollem Umfange zu und stelle mit Genugtuung fest, daß Neckel in weitgehendem Maße mit den Grundsätzen und Fragestellungen einverstanden ist, mit denen ich einerseits kritisch an den gegenwärtigen Stand der archäologischen Wissenschaft herangetreten bin und andererseits positive Vorstöße in das Dunkel der germanischen Vorgeschichte unternommen habe.

Somit lag für mich der Anlaß vor, mich mit Neckel über wichtige Einzelfragen auseinanderzusetzen, in denen er seine Zustimmung nicht oder noch nicht geben kann. Was ich hier schreibe, wird daher einen Widerspruch seitens Neckel nicht finden.

Die Neckelsche Kritik in der DLZ. kann den irrigen Eindruck erwecken, als ob darin eine Ablehnung germanischer Astronomie überhaupt enthalten wäre. In seinem Wirth-Vortrage[1]) im Dezember 1931 hat Neckel von sich aus ausdrücklich auf die

[1]) Abgedruckt unter dem Titel „Herman Wirth und die Wissenschaft“ in dem Sammelwerk „Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft?“. Koehler & Amelang Verlag, Leipzig 1932.

Astronomie der Germanen hingewiesen; und wenn er u. a. in seiner Besprechung meines Buches sagt, daß „das Ergebnis noch nicht befriedigen könne“, so ergibt sich daraus, daß es sich bei seinen Einwänden (z. B. auch gegen die *Oesterholzer These*) *keineswegs um eine endgültige Ablehnung* handelt. Es ist vielmehr eine Aufforderung zur Ergänzung der ihm noch nicht als ausreichend erscheinenden Begründung. Dazu hat der an die Besprechung sich anschließende Briefwechsel zwischen Neckel und mir für mich eine *Klärung wichtiger Fragen* gebracht, hat Mißverständnisse aus dem Wege geräumt und, wie ich glaube, zu einer weiteren Annäherung besonders auch in den astronomischen Dingen geführt.

Das Fehlen germanischer Schriftdenkmäler für *ur*germanische Astronomie (sie fehlen nicht für germanische Astronomie!) ist kein Grund dafür, den Urgermanen astronomische Betätigung abzusprechen. Das Fehlen ist erschwerend für die Forschung, die um so mehr auf die Beachtung sonstiger Zeugnisse angewiesen ist. Neckel, der ebenfalls *volle Unvoreingenommenheit* gegenüber geistigen Betätigungen der Germanen fordert, gibt selbst durch seine Schriften und Vorträge wertvollste und zwingende Antriebe. Wenn wir Zeugnisse von germanischer Astronomie aus den *späteren* und letzten Zeiten des Germanentums besitzen, so wird unser Recht, die volkseigene Entwicklung dieses astronomischen Wissens mit allen uns zur Verfügung stehenden geschichtlichen, sprachlichen und sonstigen Mitteln *bis ins Urgermanentum* zurückzuverfolgen, uneingeschränkt sein. Es bleibt die Frage nach einer Abhängigkeit von fremden Einflüssen. Eine solche Abhängigkeit ist unbewiesen, und Neckel ist der letzte, der germanische Originalität leugnet.

Ferner glaube ich auch nicht, daß Neckel den Ton auf das Wort „Astronomie“ *als Wissenschaft*, im Unterschiede von primitiver Beachtung der Gestirne legen will. Immerhin lohnt es sich, die Aufmerksamkeit eingehender auf diesen Unterschied zu richten.

Die astronomische „Wissenschaft“ ist die anerkannt *älteste* „*Wissenschaft*“. Sie begann schon in frühester Zeit, als die Menschen sich nicht nur unwillkürlich und gelegentlich, und nicht nur im Rahmen religiöser Empfindungen, sondern in einem erkennbaren *sachlichen Interesse* der Himmelskunde zuwandten. Es geschah zu dem praktischen Zwecke der Zeitbestimmung für Schiffahrt, Viehzucht, Jagd, Ackerbau und alle möglichen Lagen des alltäglichen und kultischen Gemeinschaftslebens (Kalender); es geschah aber auch aus idealer Freude am Wissen selbst.

Merkmale für den *wissenschaftlichen* Charakter der himmelskundlichen Betätigung erblicken wir 1. in dem Streben nach immer größerer Richtigkeit der Beobachtungen, 2. in der die Fortschritte des Wissens erst ermöglichenden Übertragung der Kenntnisse von Geschlecht zu Geschlecht sowie 3. in der Erfindung von Hilfsmitteln für den Fortschritt und für die Festhaltung gewonnener Erkenntnisse. Handgreifliche Beweise für die wissenschaftliche Handhabung und den Fortschritt der Himmelskunde bei den Germanen liegen in den Kalenderstäben vor.

Dazu kommen literarische Zeugnisse: das eine ist das von *Neckel* selbst herausgestellte astronomische Wissen eines Isländers *Thorstein surtr*. Nach Ari, Libellus Kap. 4 (Golther, S. 8 f. und 29) hat Thorstein schon im 10. Jahrhundert, also geraume Zeit vor Einführung des Christentums, die Schalttage auf Island eingeführt. Ohnedem würde die Unwissenheit der Bekehrer den Kalender der Isländer bald in eine schwerschädigende Verwirrung geführt haben. Ähnlich war ja auch infolge der Unwissenheit der Römer zur Zeit des Julius Cäsar (um 45 v. Chr. Geb.) das Kalenderjahr dem wirklichen Sonnenjahr um 90 Tage vorausgeeilt, so daß man den Frühlingsanfang zur Zeit der Wintersonnenwende feierte!

Die Erkennung der Notwendigkeit der *Schalttage* ist eine Aufgabe von ausgeprägter *wissenschaftlicher* Qualität, deren Lösung nur auf Grund der sorgfältigen wissenschaftlichen Beobachtung nicht eines einzelnen, sondern vieler Geschlechter möglich ist.

Die Kenntnis war aus der *germanischen* Überlieferung und Geistesarbeit herausgewachsen. Wenn die Sendboten einen anderen, den man den „Sternenotto“ nannte, anstaunten und ihn für den Erfinder hielten, so zeigt das eine gewisse Ahnungslosigkeit, mit der die welt- und naturfremden, wenn nicht naturfeindlichen Vertreter des damaligen Christentums astronomische Aufgaben beurteilten. Man sah in der Himmelskunde wahrscheinlich auch Abgötterei und kümmerte sich wenig um ihren sachlichen Wert. Im ganzen Mittelalter bis ins 15. Jahrhundert hinein war die Astronomie im christlichen Abendlande vernachlässigt, ja man vertilgte auch viel von den Denkmälern des früheren Forschergeistes (vgl. Diesterweg, Himmelskunde, S. 411).

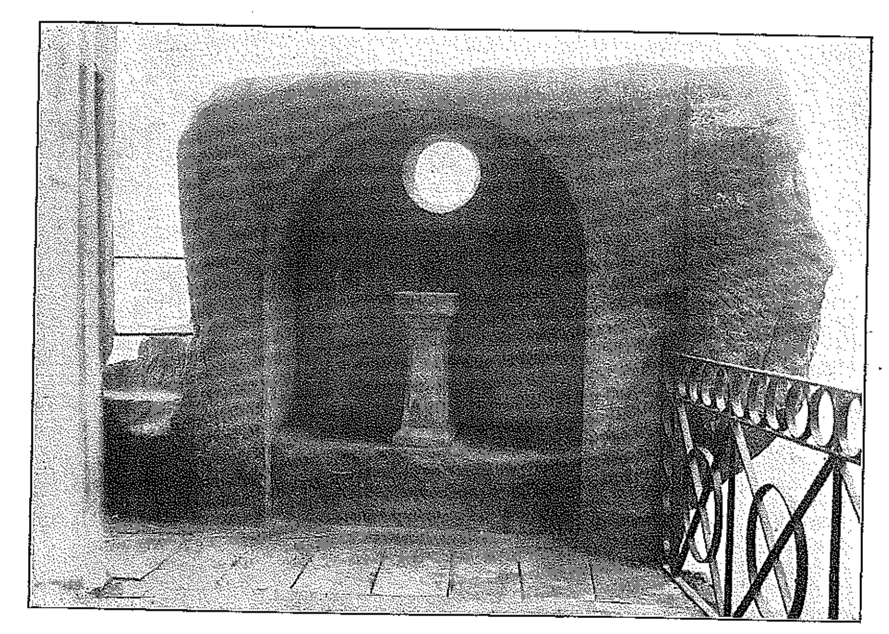
Das zweite Beispiel ist die Nachricht des unteritalienischen Bischofs Kassiodor (bei Jordanes) aus dem 6. Jahrhundert, daß die Gelehrsamkeit der Goten schon im 2. Jahrhundert v. Chr. Geb. die namentliche Kenntnis von 346 Sternen umfaßt und sich auch auf den Lauf der Planeten und den Tierkreis bezogen habe. Die hohe Zahl der benannten, also auch ortsbestimmten Sterne, die im Altertum auch sonst als Maßstab für große astronomische Gelehrsamkeit angegeben wird (bei Eratosthenes sind es 675, bei Hipparch 1022 Sterne), zeigt doch auch die große *Sachliebe*, die sich bei diesen Männern mit ihrer *Wissenschaft* verband. Jordanes wollte jedenfalls die Gelehrsamkeit der Goten loben, selbst wenn in seinen Ausführungen eine Verwechslung des Goten- und Getennamens hineinspielt. Letzteres wird von *Jakob Grimm* (Kl. Schriften III, S. 191) bestritten, von *Neckel jedoch angenommen*.

Wenn solche vereinzelte Nachrichten, deren Herankommen an uns lediglich auf einem Zufall beruht, ein so helles Licht auf astronomische Wissenschaft sowohl der Goten, als auch der Isländer wirft, so darf uns im übrigen das *Fehlen germanischer Schriftdenkmäler* über eine von den Tagesereignissen fernabliegende astronomische Gelehrsamkeit in keiner Weise in der Beurteilung der Frage beeinflussen. Auch über die Astronomie der Griechen fehlen Schriftdenkmäler bis zum Entstehen der Alexandrinischen Schule mit ihren griechischen Gelehrten (um 300 v. Chr. Geb.) völlig, und doch wird niemand die davorliegende Entwicklung bis zurück zur Bronzezeit und weiter leugnen. Auch *Neckel* führt das von ihm betonte Fehlen von Schriftdenkmälern nicht als Einwand gegen Germanenastronomie überhaupt an.

Was nun die von mir *aus der Landschaft* entnommenen Beweise germanischer Astronomie anlangt, so habe ich Neckel gebeten, mit seiner Kritik bei den durch die *Externsteine* gegebenen Ausgangspunkten meiner astronomischen These anzusetzen. Es ist nicht zutreffend, den *Sternhof* als grundlegend für meine astronomische These zu behaupten, während die Externsteine nur referierend erwähnt werden. Ohne die Externsteintatsachen würde ich weder zu der Beobachtung weiterer astronomischer Anzeichen in der Landschaft gelangt sein, noch würde ich es gewagt haben, meine These aufzustellen. Ehe an den Schlußfolgerungen gerüttelt werden kann, muß die Irrigkeit oder Unzulänglichkeit *dieser* Tatsachen nachgewiesen werden.

Auch mit dem *Ortungssatze* muß man sich befaßt und abgefunden haben, ehe man an ein Endurteil über den Sternhof, der ja vielleicht eine einzelne, keine typische Leistung bedeutet, herantreten darf. Der Ortungssatz aber hat nunmehr durch *Herman Wirths* Veröffentlichung der *altisländischen Ortungstechnik* (Urschrift der Menschheit, Lieferung I, S. 22) eine durchschlagende Bestätigung gefunden, so daß selbst der schärfste Gegner mit seiner Ablehnung der Ortung zurückgehalten haben würde, wenn Wirths Heft schon in seinen Händen gewesen wäre. Zudem will ich demnächst Mitteilung von Ortungserscheinungen machen, deren Beweiskraft nach Lage der Dinge kaum noch einer Steigerung fähig ist.

*



Aufnahme F. Düstersiek, Detmold (Dez. 1932)

Abb. 1. Nordostwand vom Sazellum der Externsteine

Ich möchte nicht versäumen, hier die Externstein-Tatsachen in Erinnerung zu bringen. Sie umfassen die Externsteine im allgemeinen als eine germanische Kultstätte, der die Bedeutung einer Hauptkultstätte im alten Sachsenlande beizumessen ist. Hier liegt eine nunmehr auch von meinen schärfsten Gegnern angenommene unwidersprochene geschichtliche Gewißheit vor, insbesondere die untere Grotte betreffend. Ihr vorchristliches Vorhandensein ist durch das unter dem alten Verputz neu aufgefundene große Runenzeichen (s. Heft 1, 1933, S. 10) unwiderleglich bewiesen. Ihre Verwendung für den wintersonnenwendlichen Kultus ist nach Wirth im hohen Grade wahrscheinlich. Die Tatsachen umfassen — von anderen wichtigen Denkmälern abgesehen — ferner das Sazellum (Abb. 1) oben im Felsen 2 als einen später zur Kapelle umgewandelten germanischen Tempel, der auf Grund seiner positiven und negativen Eigenschaften nur als Gestirnheiligtum eine vernünftige, unseren sonstigen Kenntnissen entsprechende und ausgiebige Erklärung findet. Beachtenswerte Einwände hiergegen sind nicht vorhanden.

Gründe, die für das Gestirnheiligtum und gegen einen ursprünglichen Kapellenplan sprechen, sind:

a) die Auswahl eines Ortes im Kopfe einer Felssäule von 30 m Höhe, unerreichbar für die älteren und nicht schwindelfreien Andächtigen. Der Raum kann wohl zum Betätigungsort für einzelne Beauftragte bestimmt gewesen sein, nicht aber für durchschnittliche Kirchenbesucher. Trotz festen Eisengeländers wird die Besteigung auch jetzt noch von vielen vermieden. In den Jahrhunderten der überstürzten Bekehrung des Sachsenlandes hatte die christliche Kirche ohnedem die schier nicht zu bewältigende Aufgabe, Kirchen und Kapellen dahin zu setzen, 1. wo die Bewohner der Ortschaften und Siedlungen zu versorgen waren und 2. wo in Wäldern und auf Bergen usw. „heidnische" Kultstätten waren, die kaum anders unschädlich gemacht werden konnten, als wenn man eine Kapelle darauf setzte.

Aber unbegreiflich töricht ist der Gedanke, daß man damals an den Externsteinen, wo man den letztgenannten Zweck bereits durch Weihe der unteren Grotte zu einer Kapelle erfüllt hatte, noch an die gänzlich ungeeignete Stelle im Felsenkopfe, wo ja nach Meinung der Gegner vorher keine heidnische Kultstätte gewesen sein soll, für eine nicht vorhandene Bevölkerung eine zweite Kapelle gesetzt hätte, und zwar mit großem Aufwande, in vorschriftswidrigen Formen und in einer unsinnigen Weise, indem man einen zum Zerfall sich anschickenden Felsen auswählte!

b) die im Gegensatz zu der kirchlichen Vorschrift der Ostorientierung gewählte ausgesprochene Nordost-Richtung (Abb. 2). Sie ist mit ihrer tatsächlichen Einstellung auf 137°—139° über Ost als eine unter schwierigsten Umständen durchgeführte gute Leistung des Baumeisters anzusehen, der die Aufgabe hatte, den Raum auf Nordosten, 135°, einzustellen. Es ist die Linie der sechsgeteilten kosmischen Hagalrune, zugleich Mittellinie für Sonnen- und Mondaufgang zu Zeiten des nördlichsten Extrems. Unzulässig

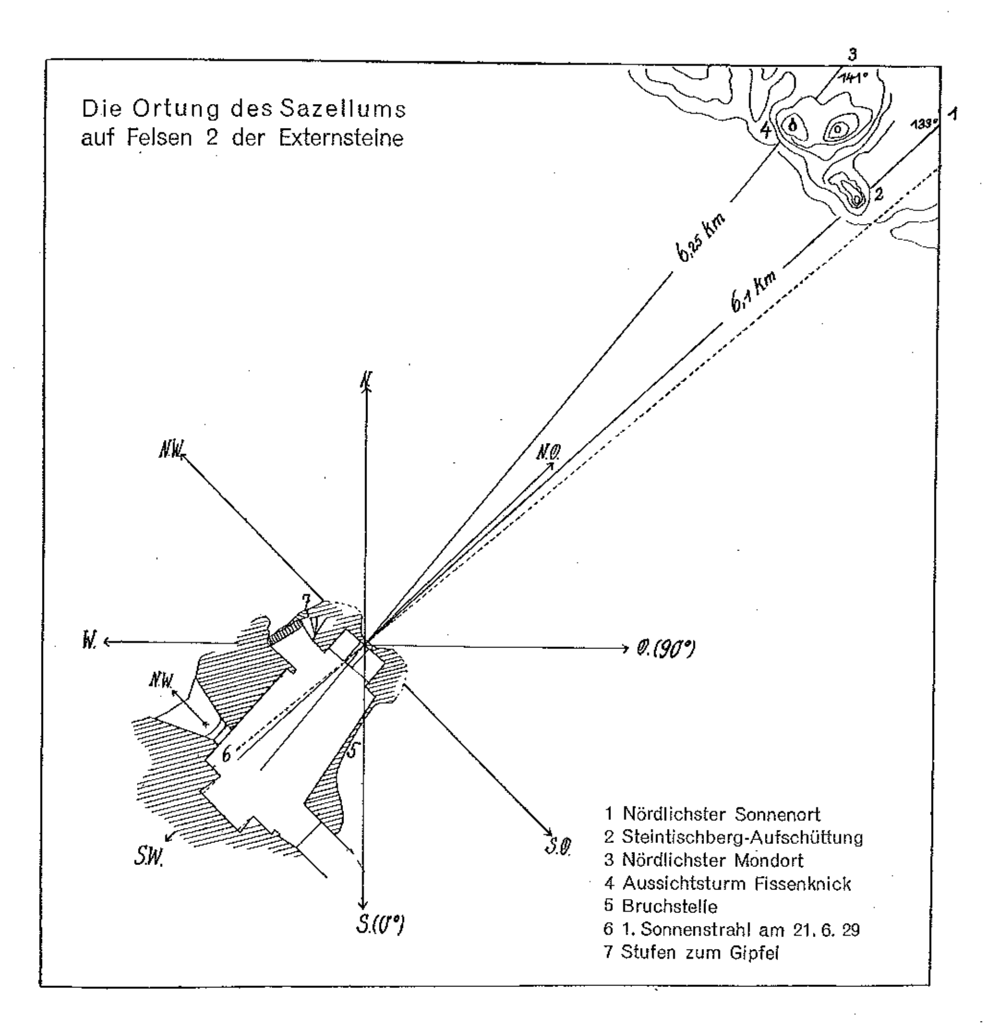


Abb. 2

ist die vergleichsweise Heranziehung des Vorkommens vereinzelter Ausnahmeortung christlicher Kirchen und der den alten Baumeistern bei der Ostortung häufig unterlaufenen Meßfehler (bis zu 14°); denn damit ist man (statt auf 90°) immerhin nur bis zu 104°, nicht aber bis 137° gelangt. Dazu kommt, daß die Nordost-Richtung als eine bewußt gewollte hervortritt, weil die natürliche Gestaltung des Felsens dazu einlud, die Achse des Raumes mehr nach Osten zu richten und so den Winkel zur Nordwest-Seite zu vermeiden.

c) die Gestaltung des aus dem reichen Felsenmaterial herausgehauenen schmalen *Ständers* unter dem kreisrunden Loch (Durchmesser 37 cm). Seine schmale Form und deren senkrechte Stellung zur Außenwand, die dem Priester nur rechts oder links einen Platz gönnte, schließt seine ursprüngliche Bestimmung als Altar einer Kapelle vollkommen aus. Daß der Ständer bei der späteren Umwandlung des Raumes zu einer Kapelle als Notbehelf an Stelle eines Altars dienen mußte und vielleicht behauen wurde, darf auf unser Urteil, daß der Ständer ursprünglich zu einem anderen Zwecke gedient haben muß, keinerlei Einfluß ausüben. Auch der Einwand, daß der Ständer bei der Zerstörung des Sazellums *vorweg* hätte *zerschlagen* werden müssen, beruht auf der reichlich abwegigen Voraussetzung, daß gerade dieser Ständer dem Zerstörer nicht nur bekannt, sondern auch ganz besonders verhaßt gewesen sein müßte. Ein solcher Einwand charakterisiert sich als eine Ausflucht, mit der man sich dem auf das Gestirnheiligtum hinführenden logischen Gedankengange entziehen möchte. Denn dieser gegen den Begriff eines Altars sich sträubende Ständer unter dem kreisrunden Loch gewinnt ja sofort seine einleuchtende Bedeutung, wenn an das Einfallen der Strahlen von Sonne und Mond in den Raum sowie an das Bedürfnis der Anbringung eines Schattenwerfers vor der Einfallsöffnung gedacht wird.

d) der Meinberger Aussichtsturm (Fissenknicker Mühle) und der Meinberger Steintischberg — beide gelegen auf dem Hügelrücken, $6^1/_2$ km nordöstlich von der kreisrunden Öffnung des Sazellums — die einerseits die astronomisch richtigen Merkstellen der durch das Sonnenloch des Sazellums laufenden Linien des nördlichsten Sonnen- und Mondextrems sind, zugleich aber auch archäologisch ausgezeichnete Örter! Mit der Anerkennung, daß es sich bei einem derartigen Zusammentreffen für das unvoreingenommene Denken nicht um einen Zufall handeln kann, erhebt sich die im Sazellum vorliegende Erscheinung üb r die Beurteilung als bloße kultische Ortung des Raumes — die ja auch als eine oberflächliche, laienmäßige gedacht werden könnte — und erfordert ihre *Zurückführung auf eine sorgfältig-wissenschaftliche astronomische Betätigung der Alten.* —

Übrigens sei dazu bemerkt, daß sich eine Berechnung der *Entstehungszeit* des Sazellums auch noch aus solchen astronomisch gut hergestellten Linien verbietet, weil die beiden großen (nach verschiedener Methode meßbaren!) Himmelskörper so langsam präzedieren, daß die in Rechnung zu ziehende Fehlergrenze größer ist als die Präzession in Jahrtausenden.

Jeder Beurteiler steht, wie ich glaube, angesichts der dargelegten Erscheinungen vor dem Scheidewege: Soll er sich verhalten, wie wenn eine ähnliche Nachricht aus Memphis oder aus Ur in Chaldäa käme? Darf sein Denken sich gegenüber diesen Erscheinungen genau ebenso vorurteilsfrei verhalten wie z. B. gegenüber der Nachricht, daß Prof. *Unger* in Ur in Chaldäa zwei zusammenliegende Tempelkomplexe aufgefunden habe, deren einer durch eine von ihm ausgehende Straße seine Beziehung zum nördlichen Sonnenextrem, deren anderer ebenfalls durch eine Straße seine Beziehung zum nördlichen Mondextrem aufwiese, so daß dieser Tempel sich als ein Sonnen- und Mondheiligtum darstelle? — Oder darf das Vorurteil gegen Germanenastronomie bewirken, daß die Nachricht aus Chaldäa angenommen, die Nachricht von den Externsteinen aber abgelehnt wird, obgleich sie nicht nur eine Entsprechung bringt, sondern bereits in manchen Punkten eine noch *eindrücklichere Begründung* aufweisen kann?

Durch a bis d in Zusammenschau mit unserem sonstigen Wissen von germanischem Gestirndienst sind die Voraussetzungen für den Satz gegeben, daß es sich an den Externsteinen um ein baulich-landschaftliches Zeugnis für wissenschaftlich-astronomische Betätigung in Germanien zur Zeit der Entstehung des Sazellums handelt. Auch ganz allgemein angesehen, wird von einem gerechten Urteil für diesen Satz *dasselbe Recht* gefordert, mit dem in altertumsgeschichtlichen Werken *unzählige* Behauptungen aufgestellt und anstandslos geglaubt werden. Es wird bestritten, daß z. B. manche chronologisch-ethnologische Bestimmung eines in den Museen ausgestellten Fundstückes auf größere Glaubwürdigkeit Anspruch hat als obiger Satz. *Die Evidenz der Tatsachen und die Vernünftigkeit der Kombination darf ihr Gewicht nicht verlieren, wenn es sich um die Aufweisung bisher unbekannter Zeugnisse germanischen Geisteslebens handelt.* Mit diesen Ausführungen befinde ich mich in *grundsätzlicher Übereinstimmung mit Neckel* und bin gewiß, daß seine wohlwollend referierende Behandlung der Externsteintatsache durch die in Aussicht gestellte Ortsbesichtigung zur freudigen Zustimmung fortschreiten wird.

(Schluß folgt.)

Zum „Felsensarg" unter dem Externstein

Von Dr. J. O. Plaßmann

In Heft 3, 1932, dieser Zeitschrift wird auf S. 82 kurz über die Freilegung des sog. Felsensarges unterhalb des Felsens 1 der Externsteine berichtet. Die beigegebene Abbildung zeigt, daß der eigentliche „Sarg" ursprünglich merkbar über dem Boden erhöht und durch zwei Stufen zugänglich gewesen ist. Dadurch verstärkt sich der Eindruck von einer altarartigen oder vielleicht besser noch bühnenartigen Vorrichtung ganz bedeutend: es ist längst die Ansicht geäußert worden, daß dieser mit dem Hauptfelsen verbundene, offenbar sorgfältig zugerichtete Stein ursprünglich einer kultischen Begehung, einer Art von Mysterium gedient hat.

Wenn Professor Dr. H. *Hofmeister* feststellen konnte, daß die Bearbeitung zum Teil dieselbe ist, wie bei einem *vorrömischen* Stein aus Mattium, so dürfte sich damit die von *Giefers* hartnäckig verfochtene Meinung erledigen, daß es sich hier um eine durch die Mönche von Abdinghof hergestellte *christliche* Nachbildung des Felsengrabes Christi handele. Ebenso natürlich die abenteuerliche, schon von Giefers bekämpfte Theorie, daß von den Römern hier die Mithrasmysterien begangen seien. (Es ist bezeichnend, daß zwei zu ihrer Zeit angesehene Gelehrte nur die Alternative „christlich" oder „heidnisch-orientalisch" kannten; der Deutsche hat sich von jeher am grimmigsten für den einen Fremden gegen den anderen geschlagen.) Das Bild (vgl. „Germanien", Heft 1, 1933, S. 13) zeigt nun auf der rechten Seite des Blockes einen treppenartigen Aufgang, der anscheinend in die Richtung der Öffnung des Hauptfelsens führt, hinter welcher das große Runenzeichen in die Wand eingehauen ist. Dadurch verstärkt sich der Eindruck, daß es sich hier vielleicht um einen „Stationenweg" gehandelt hat, einen Abstieg von der unteren Grotte zu dem noch tiefer gelegenen Felsensarg, der den Tiefpunkt des Umganges darstellte, während dieser seinen Höhepunkt vielleicht gar im Sacellum des Felsens 2 hatte. Dem sei wie ihm wolle: das *Ritual einer Grablegung* im Felsenbette kann man heute noch aus der ganzen Einrichtung ablesen. Ob in die Vertiefung des „Sarges" sich ein lebendiger Mensch legte, wie Teudt es anzunehmen scheint (Ger-

manische Heiligtümer, 2. Aufl., S. 38 f.), oder ob nur eine kultische Nachbildung hineingelegt wurde, wie bei der symbolischen Grablegung Christi, sei dahingestellt. Im 39. Kapitel von Tacitus' Germania, auf die Teudt verweist, kann man schwerlich eine Parallele zu dieser kultischen Grablegung finden.

Nun kennen wir den *Zauberschlaf* als kultmythische Umdeutung des Todesschlafes aus der germanischen Sage; am deutlichsten in der Sage von der Schildmaid oder Walküre Brünhild, die von Odin (dem Totengott) mit dem Schlafdorn gestochen wird: „Auf dem Steine schläft die Streiterfahrne; lodernd umleckt sie der Linde Feind." Die Spuren dieser Sage finden wir in einer ganzen Reihe von mittelalterlichen Geländenamen bezeugt. So wird im 11. Jhd. in einer Mainzer Urkunde ein großer Stein erwähnt, der „lectulus Brunichildae", „Brunhildens Bett" heißt, also vermutlich einen alten Kultstein bezeichnet, der als das „Bett" der Walküre galt. Im fränkischen Gebiete kommt eine ganze Reihe solcher „Brunhildensteine" und „Brünhildenstühle" vor (zusammengestellt durch Hans *Naumann* in dem Artikel „Brunhild" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens). Der „Stuhl" ist übrigens als „Stafflum regis" (Staffelstein mit mehreren Stufen) in alter Zeit immer ein Stein (Königstuhl, Kaiserstuhl). An die gleiche Vor-Vorstellung gemahnt auch das altdeutsche Wort „wîh-bed", angelsächsisch „véo-bed" (Weihebett) für Altar.

Dürfen wir den „Stein, der Brünhildens Bett genannt wird", neben den Felsensarg am Externstein stellen? Ist ein uralter Mythus von der Fahrt in die Unterwelt auf den „Helritt" der Walküre übertragen worden, und ist dieser Ritt zur Totengöttin einmal durch die Grablegung unter dem Bogen des Steines, des „Weihebettes" dargestellt worden? Das ist vorerst Vermutung; aber einige greifbare Zusammenhänge dämmern auf, wenn wir in der Edda das Lied von „Brynhildens Helfahrt" (Helreid Brynhildar) lesen und uns dabei die Situation vergegenwärtigen (vgl. Thule I, S. 104). Brunhild hat sich nach Sigurds Tode selbst auf dem Scheiterhaufen verbrannt und fährt nun, dem Geliebten folgend, zur Hel hinab. Am Rande der Unterwelt kommt sie an einer *Felshöhle* vorbei, in der eine Riesin wohnt. Diese redet sie an: „Nimmer darfst du dreist betreten die steingestützten Stätten mein, solltest lieber Leinwand weben, statt frech zu folgen fremdem Gatten!" Es entspinnt sich eine Wechselrede, in der Brunhild eine kurze Schilderung ihrer Schicksale gibt; zuletzt spricht sie: „Doch wir wollen die Welt verlassen, Sigurd und ich — Versink, Riesin!"

Es ist schon äußerst merkwürdig, daß die Todesfahrt, die Fahrt in die Unterwelt an einer Felsenhöhle vorbeiführt; darf man daran denken, daß der Felsensarg sich unterhalb der Höhle befindet und daß der Weg abwärts an dieser vorbeiführt? Es wäre ja nicht ganz ausgeschlossen, daß eine alte kultische Vorstellung durch Zufall nur in diesem jüngeren Erzeugnis des Eddadichters erhalten wäre. Im übrigen ist ja diese Helfahrt (sie erfolgt bezeichnenderweise in dem Wagen, in dem hochgeborene Frauen verbrannt zu werden pflegten) nur eine motivische Verdoppelung des ursprünglichen Brunhildenmotives: die Vertraute des Totengottes, die auf dem Steine in den mythischen Schlaf versenkt wird (durch den Totengott selbst), befindet sich ja schon in der Umklammerung der Hel; und die Waberlohe dürfte ursprünglich mit dem Scheiterhaufen, auf dem sie sich verbrennen läßt, gleichbedeutend sein. Und der Held ohne Furcht, der sie erlöst und zu den Menschen zurückbringt, um dann wieder mit ihr zu sterben, sieht sehr dem „Sonnenhelden" ähnlich, als den man wenigstens von der mythischen Seite her Sigurd wohl immer noch ansehen darf. Die Bemerkung gerade dieses Liedes, daß der Held erst den Drachen erschlagen muß, um der Jungfrau würdig zu sein, stellt ja den mythischen Tatbestand vollständig her. Mehr werden wir kaum sagen dürfen, ohne der Phantasie allzu viel zuzugestehen.

Wir finden jedoch in einer ganz anderen Quelle, nämlich bei dem Langobarden *Pau-*

lus (Diaconus), eine ganz eigentümliche Nachricht, die ebenfalls in die Richtung des mythischen Schlafes als Kultgebrauch weist (I, 4): „Ich halte es nicht für unnützlich — da die Feder sich noch mit Germanien beschäftigt —, ein Wunder, das daselbst in aller Munde ist, nebst einigem andern kurz zu berichten. An den fernsten Grenzen Germaniens nach Westen zu erblickt man am Strande des Meeres *unter einem hohen Felsen eine Höhle*, wo sieben Männer, man weiß nicht seit wann, *in langem Schlafe liegen*, nicht bloß am Leib, sondern auch an den Kleidern ganz unversehrt, so daß sie gerade darum, weil sie so viele Jahre hindurch ohne jede Verwesung geblieben sind, bei jenen rohen und ungelehrigen Völkern in großer Verehrung stehen. Der Kleidung nach zu schließen muß man sie für Römer (?) halten. Als einmal jemand aus Vorwitz einen derselben entkleiden wollte, so dorrten ihm bald darauf, wie erzählt wird, die Arme ab, und diese seine Strafe verbreitete solchen Schrecken, daß seitdem keiner mehr dieselben anzurühren wagte."

Was hier im Stile einer christlichen Legende erzählt wird, dürfte bei aller Zweifelhaftigkeit von Paulus' Gewährsmännern doch die Spur eines kultischen Tatbestandes wiedergeben, denn die Nachricht kann schwerlich ganz erfunden sein. Die Höhle unter dem hohen Felsen erinnert wieder merkwürdig an die Grotte in den Externsteinen. Die Unversehrtheit läßt wohl darauf schließen, daß es sich hier in Wirklichkeit um *Bilder* handelte, deren Unantastbarkeit auf christliche Weise durch eine typische Schauergeschichte nach Legendenmanier erhärtet wird. Vielleicht darf man diese sieben Männer, die nach Paulus den Nordmännern einmal das Christentum bringen sollen, neben die „sieben Brüder" stellen, die in mancher Bekehrungsgeschichte eine Rolle spielen (so in der Sage von den Karlsteinen bei Osnabrück, wo sie um den zum christlichen Altar gemachten alten Kultstein *sieben Buchen* pflanzen). Denkt man an die franko-kantabrischen Kulthöhlen am Atlantik, deren wintersonnenwendlicher Charakter kaum zweifelhaft ist, so können wir in jener vielleicht ein nordatlantisches Gegenstück erblicken, dessen wintersonnenwendlicher Charakter vielleicht auch in einer Anordnung von Felsensärgen zum Ausdruck kam.

*

Die vorstehenden Ausführungen waren schon niedergeschrieben, als die Erklärung der Binderune auf der Felsoberfläche des Felsensarges durch Herman *Wirth* in dieser Zeitschrift (Heft 1. 1933) veröffentlicht wurde. Wirths Auffassungen von diesen Zusammenhängen sind fast die gleichen wie die (unabhängig davon) von mir vorgetragenen. Insbesondere sei noch auf die uralte Bedeutung der Binderune „linar-laukar" hingewiesen, die auf ein Grablegungsritual deutet; die auf dem Felsen schlafende, nur von der brennenden Hecke umgebene Walküre mag als Kompromiß zwischen dem steinzeitlichen Brauch der unverbrannten Leichenbeisetzung und der späteren Verbrennung aufgefaßt werden. Jedenfalls zeigt die ganze Anlage des Felsensarges, daß er bewußt als eine Darstellung der „Unterwelt" *unterhalb* der Höhle angelegt worden ist. Die Höhle mit der Todesrune liegt also *am Rande* der Unterwelt, wie in dem Gedicht von Brünhildens Helfahrt; auch in diesem Gedicht muß die zur Unterwelt Fahrende die Höhle durchschreiten, denn die Steinriesin will sie am Betreten hindern. Brünhild muß sich den Weg freimachen, indem sie die Riesin — die wohl als der personifizierte Fels am Rande der Unterwelt aufzufassen ist — bannt mit der Formel: „Versinke, Riesin!" Hierin scheint der Mythus von der Spaltung des Steines hineinzuspielen; auch Olaf bahnt sich in der Saga von Olaf dem Heiligen den Weg durch eine Klippe gegen eine Felsriesin.

Die trümmerhaft und spät überlieferten eddischen Zeugnisse können uns natürlich nur ein schwaches Bild geben von dem ursprünglichen Sinn dieser vermenschlichten Mythen. Doch vergleiche man das, was Paulus über die sieben, in der westwärts (!) gerichteten

Höhle unter dem Felsen liegenden Männer in fremdartiger Kleidung sagt, mit dem, was Wirth über die in Leinen und Lauch gehüllten Insassen der Megalithgräber ausführt. Wenn nach Paulus diese unverwesten Toten den Grabschänder mit Verdorren der Arme strafen, so erinnert das an andere Grabschändergeschichten. Vor allem aber jener merkwürdige Bericht, daß durch diese Männer einmal die dort wohnenden Völker zur reinen, wahren Religion berufen werden sollen; man denkt dabei unwillkürlich an die „fîr-sîde“, die Insassen der altirischen Grabhügel, die einst mit der wahren, reinen Religion der Ahnen aus ihren Hügeln wiederkehren sollen. So soll ja auch noch der mythische Kaiser aus seiner Bergwohnung zurückkehren, „um die verderbte Kirche zu läutern und zu bessern“.

Von germanischer Musik

Von Oskar Kroll, Wuppertal

Musikalische Vorbedingungen [1]

Der Wunsch nach geschichtlicher Vollständigkeit veranlaßt zur Frage nach den ersten Anfängen der Musik. Leider können wir hier aber an Stelle einer exakten Antwort nur die verschiedensten spekulativen Hypothesen anführen. Der Kunstwissenschaftler hat es bei ähnlichen Arbeiten ungleich leichter, denn ihm bietet sich verhältnismäßig viel Material in den Funden von vorgeschichtlichen Steinzeichnungen, Schmuckstücken, verzierten Gefäßen und ähnlichen Dingen. Musik jener Zeit hat sich jedoch nicht zu erhalten vermocht, da eine Notenschrift noch unbekannt war. Man hat zwar unternommen, einige nicht zu deutende Runenzeichen als Musiknoten zu erklären, doch erscheint diese Lösung nicht völlig glaubhaft; auch stammen diese Runen aus jüngerer Zeit. Ferner hat die mündliche Überlieferung die Melodien vielfach verändert, so daß man ihre ursprüngliche Gestalt — soweit sie sich überhaupt noch in Kinder- und einzelnen Volksliedern verbergen sollte — nicht mehr erkennen kann.

Auch die vergleichende Völkerkunde muß hier versagen, denn die Musik der niedrigsten uns bekannten Volksstämme hat bereits eine lange Entwicklung erlebt; und „wenn die Darstellung etwa eines Baumes von der Hand eines Papuas mit derjenigen eines Indianers durch die Gemeinsamkeit des realen Vorbildes noch Vergleiche ermöglicht, so spricht sich z. B. in beider tonkünstlerischem Ausdruck der Freude rein subjektiv das Seelenleben völlig verschieden gearteter Völker durch zwei gegenseitig unabhängige Musiksysteme inkommensurabel aus.“ (H. J. Moser, Geschichte der deutschen Musik, 1920 ff., B. I, S. 5.)

Den Ursprung der Musik sucht jeder Forscher in einem anderen Phänomen: „So leiten Demokrit und Lukrez die Musik aus der Nachahmung von Vogelgesang, Wasserschwall, Bäumerauschen und Windessausen her. Rousseau, Herder und Spencer lassen die Tonkunst aus feierlich gesteigerter Sprachmelodik entstehen, Darwin sieht den stärksten Antrieb zur Singfreudigkeit und damit zur Musik im Liebeswerben bei der Zuchtwahl, dem Volkswirt Bücher ergibt sich als Ausgangspunkt die arbeitsbeflügelnde Kraft des Rhythmus, während Pastor „Musik als Zauber“ im Dienst des Fetischismus und der Hypnose als erstes annimmt. Will Dommer allzu idealisierend von vornherein in dem Streben nach religiöser Erhebung den Antrieb zur großen späteren Entwicklung erblicken, sucht Wallaschek in der Entdeckung der Obertöne auf überblasenen Hörnern den sprin-

[1]) Wir knüpfen hier an Arbeiten des Verfassers an, die in „Germanien“, 3. Folge, 1932, Heft 5/6 veröffentlicht worden sind: I. Kult- und Volksmusik. II. Musik in Sage und Märchen, Kunstmusik und Musiker. — In der 2. Folge, 1930, Heft 2, 3 und 4 hatten wir vom gleichen Verfasser eine Arbeit über „Die Musikinstrumente germanischer Vorzeit“ gebracht. Schriftleitung.

genden Punkt, so leitet Stumpf aus dem gleichzeitigen Erklingen ältester Signalrufe von verschiedener Tonhöhe das Zustandekommen des Konsonanzbegriffes her und liefert damit die einzige Hypothese, die wenigstens als „glaubwürdiger Anlaß“ zwingend zur Musik im europäischen Sinn hinführt.“ (Moser, S. 5—6.)

In ihrer Einseitigkeit ist wohl keine der Theorien [1]) unbedingt richtig, vielmehr werden all diese Erscheinungen — bei einem Volk diese, beim anderen jene in stärkerem Maße — an der „Erfindung“ der Musik zusammengewirkt haben. Für die germanische Musik scheint gerade die Theorie Stumpfs besondere Geltung zu haben. Danach verständigten sich Jäger, Boten und Hirten durch weitklingende Rufzeichen, deren Hörkreis man zuerst durch die hohle Hand, späterhin durch sprachrohrähnliche Instrumente erweiterte, bis eines Tages deren Eigenton entdeckt wurde. Gelegentlich ertönten diese Zeichen wohl auch von mehreren Seiten zugleich mit hohen und tiefen Stimmen, so daß der Hörer auf die entstehenden Zusammenklänge aufmerksam wurde und — durch die besondere Veranlagung der Indogermanen — die Intervalle von möglichst einfachen Schwingungsverhältnissen [2]) als Konsonanz empfand.

Als Rhythmiker nehmen die Indogermanen einen besonderen Platz ein. Fast alle Naturvölker verwenden den monotonen Rhythmus einer unendlichen Folge von untereinander gleichwertigen Schlägen, der von einer hypnotisierenden und auf die Dauer ungemein erregenden Wirkung ist. [3]) Im Gegensatz dazu besitzt der Rhythmus der Indogermanen eine sinnreich zusammengeschachtelte Folge von untereinander ungleichwertigen Schlägen (Rhythmus).

„Alle organischen Bewegungen manifestieren sich durch Diastolen und Systolen“ [4], sagt Goethe in seinem Entwurf einer Tonlehre (1810), was etwa besagen soll, daß unsere Rhythmik ein Abbild der Herztätigkeit des menschlichen Organismus gibt. Dadurch mag unserem Rhythmus vielleicht die so „wundersam belebende Energie“ zu eigen sein, die der sinnlosen Systolen-Folge der niederen Völker mangelt.

Graphisch stellt Moser (S. 8) die Rhythmen der verschiedenen Völker folgendermaßen dar:

Naturvölker:
||||||||||||||| usw. bis ∞

Indogermanen:

Modifikationen innerhalb dieser Rhythmik liegen dem Germanen nicht so recht. Die verzwickten, scharf punktierten und synkopierten Rhythmen der Slawen und Romanen sind

[1]) Literatur: C. Stumpf, „Musikpsychologie in England (Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, 1884). — K. Bücher, „Arbeit und Rhythmus“, 1919. — W. Pastor, „Die Geburt der Musik“, 1910. — Dommer-Schering, „Handbuch der Musikgeschichte“, 1914. — R. Wallaschek, „Die Entstehung der Musik“, 1904. — C. Stumpf, „Die Anfänge der Musik“, 1911.

[2]) Oktave = 1:2, Quinte = 2:3, Terz = 4:5 usw.

[3]) Man kann ähnliches zuweilen bei einzelnen stark negroiden Stücken der Jazzmusik beobachten, wo die eigenartig trockenen Schläge der Holztrommel einen gleich monotonen Rhythmus angeben.

[4]) Diastole = Erweiterung, Systole = Zusammenziehung des Herzens.

ihm fremd, auch verwendet er fast ausschließlich zwei- und dreiteilige Takte in Vierer-Gruppierung, währen jene auch fünf- und siebenteilige Takte und drei- und fünftaktige Bindung lieben. Vergleiche des deutschen Ländlers und Rheinländlers mit dem spanischen Bolero, der französischen Bourrée, der italienischen Tarantella, dem ungarischen Csardas und der polnischen Polonaise zeigen schlagend die rhythmische Einfachheit der deutschen Tänze. „Vielleicht liegt der Grund dieser Einseitigkeit in der Einfalt, Geradheit, ruhigen Kraft unseres nationalen Temperaments, das von Esprit und Raffinement gleichweit entfernt bleibt; eine Naivität, die nach Skandinavien hin sogar noch zunimmt.“ (Moser, S. 9.)

Nach W. Pastor besitzen die Indogermanen eine schreitende, die anderen Rassen vorzugsweise eine gleitende Melodik; also erstere bedienen sich größerer Intervalle, deren kleinstes ein Halbton ist[1]), während letztere mit möglichst kleinen Intervallen, auch vielfach mit Drittel- und Vierteltönen musizieren. Außerdem wird die germanische Melodiebildung stark durch ein gewisses harmonisches Denken beeinflußt, d. h. die Melodielinie setzt sich aus den einzelnen Bestandteilen bestimmter Akkorde zusammen, die durch einzelne Zwischenglieder miteinander verbunden sind.

Überhaupt besitzen die Germanen — wie die Kelten und Slawen — eine besondere Begabung auf dem Gebiete der Harmonik. Die ältesten Zeugnisse mehrstimmiger Musikübung stammen etwa aus dem Jahre 850, indessen darf man wohl annehmen, daß in Germanien schon viel früher mehrstimmig musiziert wurde. Werden doch gerade die Völker des Nordens als „Entdecker“ der Mehrstimmigkeit angesprochen. Besonders der belgische Musikschriftsteller Fétis[2]) stellte eine entsprechende Hypothese auf, die sich vor allem auf ein Zeugnis des englischen Chronisten Giraldus Cambrensis (1185) aufbaut, der im 13. Kapitel seines Buches „Cambriæ Descriptio“ von der Musik aus dem Norden Englands („jenseits des Humbers“) folgendes zu berichten weiß: „Der eine brummt die untere, der andere singt dazu die obere Stimme, und das tun sie weniger in kunstgemäßer Weise als aus der ihnen eigenen alten Gewohnheit, die ihnen durch lange Übung zur zweiten Natur geworden ist. Denn die Art und Weise hat im Volk so tief Wurzel gefaßt, daß kaum irgendeine Melodie, so einfach wie sie ist, sondern stets in einer gewissen Mehrstimmigkeit gesungen wird. Und was noch erstaunlicher ist: selbst ihre Kinder machen es so, wenn sie singen. Aber nicht alle Engländer singen in dieser Art, sondern nur die des Nordens. Und ich glaube: sie bekamen diese Kunst zuerst ebenso wie ihre Sprache von den Dänen und Norwegern, die so oft ihr Land besetzten und es solange im Besitz hatten.“ (H. Unger, Musikgeschichte in Selbstzeugnissen, 1928.)

Es muß indessen zugegeben werden, daß diese Stelle nicht unbedingt eine zweistimmige Musik belegt. Irgendwelche harmonische Beziehungen der Stimmen zueinander sind von Giraldus Cambrensis nirgends angedeutet. — Übrigens braucht man aus den Worten „weniger in kunstgemäßer Weise“ nicht herauszulesen, daß es sich bei dem Gesang um ein rohes, unkultiviertes Geschrei handelte. Sie besagen lediglich, daß diese Art der Musik nicht mit den — aus dem Süden stammenden — Regeln der kirchlichen Kunstmusik in Einklang stand.

Aus dem mehrsaitigen Bezug der Saiteninstrumente schließt Fétis auf harmonische Begleitung des Gesanges, auch glaubt er, aus dem paarweisen Vorkommen der bronzezeitlichen Luren — die Paare haben stets die genau gleiche Stimmung — mehrstim-

[1]) Die deutsche und tschechische Viertelmusik ist ja nicht organisch gewachsen, sondern in neuerer Zeit nach orientalischen Vorbildern konstruiert!

[2]) F.-J. Fétis, Histoire générale de la musique. B. 1 (1869), S. 161/162, und B. 4 (1874), S. 366 ff., 419 ff., 465 ff. Ferner: Biographie universelle des musiciens, B. 1 (1837), S. XXXI, CXXVI ff.

mige Musik für Germanien erweisen zu können. Indessen kann man auch diesen Gründen widersprechen, denn auf den verschiedenen Saiten der Zupfinstrumente braucht man ja nicht unbedingt Akkorde oder eine zweite Stimme zum Gesang gespielt zu haben, sondern es wäre auch möglich, daß man nur den Klang der Gesangsmelodie verstärkte. Ebenso bei den Luren: Man kann sich sehr gut vorstellen, daß sie einstimmig nach verschiedenen Himmelsrichtungen oder einander antiphonisch antwortend geblasen wurden; nichts aber zwingt zur Annahme einer zweistimmigen Musik. Übrigens findet man die paarweise Verwendung eines Musikinstruments zur Klangverstärkung auch in Asien und Amerika, sowohl im Altertum als in unserer Zeit. (Vergleiche: „Germanien“, 1930, 2. Folge, 3. Heft, S. 62—64.) Sehr wichtig ist aber die Tatsache, daß sich die Mehrstimmigkeit plötzlich überall da ausbreitete, wo die Normannen Eroberungen machten, während sie dort vorher unbekannt gewesen war. Das ergibt sich nicht nur aus dem Zeugnis des Giraldus Cambrensis für das nördliche England, sondern läßt sich auch für Griechenland und Rom nachweisen.

Alles in allem muß zugegeben werden, daß Fétis' Beweisführung einer kritischen Sondierung nicht immer völlig Stand hält. Indessen darf aber nicht vergessen werden, daß man seine Theorie zwar anzweifeln kann, daß es jedoch bis jetzt noch nicht möglich war, sie als falsch zu erweisen. Es existiert kein Zeugnis, daß gegen eine mehrstimmische germanische Musik spricht. — Denken wir aber nochmals an die oben erwähnte besondere Begabung der Germanen für die Harmonik und an Stumpfs Theorie von der Entstehung der Musik zurück, so müssen wir doch zu dem Schluß kommen, daß man die Mehrstimmigkeit der germanischen Musik zwar nicht erweisen kann, daß man sie aber trotzdem höchstwahrscheinlich schon für die ältesten als bekannt voraussetzen darf.

Wissenschaftlich und unvoreingenommen?

Ohne der Entscheidung im Kampf für oder gegen Herman Wirth im geringsten vorgreifen zu wollen, ist es doch wissenschaftliche Pflicht, über den sachlichen Verlauf dieses Kampfes zu wachen und still oder laut gegen jede Spiegelfechterei Stellung zu nehmen.

Als vor einiger Zeit auf die Streitschrift von Wiegers gegen Wirth, die von fünf Fachgelehrten herausgegeben war, unter dem Namen Bäumlers[1]) eine Entgegnung erschien, die acht Wissenschaftler vereinigte, wurde dies der Anfang zu einem nicht ohne persönliche Voreingenommenheiten und nicht ohne deutlich merkbare Absicht geführten Kleinkrieg innerhalb der Gelehrtenschaft.

Zwei Beispiele hierfür sind die beiden Besprechungen, die Jacob-Friesen in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte“ Nr. 6 (1932), S. 96—98 und Kutzleb in der Zeitschrift „Die Neue Literatur“, Nov. 1932 (unter dem Titel „Unsere Meinung“) S. 533/34 veröffentlicht haben. Beide Artikel entwerfen von der in Wahrheit für Herman Wirth eintretenden Sammelschrift Bäumlers ein Bild, das den Glauben erwecken könnte, die behandelten Abhandlungen aus Bäumlers Buch seien von einer Verwerfung Wirths nicht eben weit entfernt.

Um dieses Bild so zeichnen zu können, werden Sätze oder Teile von Sätzen, ja Bemerkungen oder gar Fußnoten aus dem Zusammenhang gerissen und in leicht durchschaubarer

[1]) Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft? Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fehrle-Heidelberg, Priv.-Doz. Dr. Heberer-Tübingen, Prof. Dr. Jung-Marburg, Prof. Dr. Kriedeberg-Berlin, Prof. Dr. Neckel-Berlin, Prof. Dr. Strzygowski-Wien hg. v. Prof. Dr. A. Bäumler-Dresden. 1932. 8°. 94 S. u. 85 Abb. Verl. Koehler & Amelang, Leipzig. Geh. 3.80 M.

Absicht nebeneinander gestellt. Die Verwendung von Anführungsstrichen soll dabei den Eindruck großer Sachlichkeit und Genauigkeit erwecken. Einige Proben mögen in folgender Gegenüberstellung die kaum glaubliche wissenschaftliche Haltung Jacob-Friesens und Kutzlebs, die dazu nicht ganz voneinander unabhängig zu sein scheinen, der Sammelschrift Bäumlers gegenüber veranschaulichen.

Wir stellen das, was die beiden Rezensenten über die Mitarbeiter an der Bäumlerschen Schrift bringen, nebeneinander, wobei die dem Sinn oder dem Wortlaut nach gemeinsamen Sätze beider gesperrt gedrückt erscheinen. Darauf folgt jedesmal der wahre Zusammenhang bei Bäumler, der den wahren Sinn der entstellten Stelle wiederherstellen soll.

Beitrag Prof. Neckel, Herman Wirth und die Wissenschaft.

Jacob-Friesen:

(Neckel.) „Neckel muß zugeben, daß bei Wirth ‚Befunde und Deutungen — die Sachen und der ihnen beigelegte Sinn — leider sehr häufig ein Ganzes bilden, das den Anspruch zu erheben scheint, als Ganzes angenommen und geglaubt zu werden‘. N. spricht also nicht etwa von Beweisen, die doch jede Wissenschaft verlangt, sondern von einem Glauben, und er selbst glaubt nicht alles das, was Wirth vorbringt, gibt aber zu, daß die Stellungnahme zu dem eigentlichen Kernstück der Wirthschen Urreligion eine Gesinnungs- und Gefühlsangelegenheit und keine Sache der Wissenschaft ist. Etwas anderes wollte ja Wiegers auch nicht beweisen.“

Kutzleb:

(Neckel.) „Die Wissenschaft ... kann nur feststellen, daß die Vereinigung des Wirthschen Urglaubens mit dem, was auf Grund der Schriftquellen ... feststeht, die ernstesten Schwierigkeiten macht. Sie ... muß bedauern, daß sein Urheber der Edda, den Skalden, den Sagas die ihnen gebührende Aufmerksamkeit eben so vorenthalten hat, wie den empirisch gewonnenen Gesetzen der Sprachgeschichte und Etymologie.“

Bäumlerschrift:

(Beitrag Neckel, S. 18.) „Die wissenschaftliche Stellungnahme zu ihnen (nämlich den Wirthschen Sammlungen und Gedanken) ist gewiß nicht leicht — und ist wohl aus diesem Grunde in der mehrfach genannten Streitschrift völlig unterblieben —, denn wie schon oben zitierend hervorgehoben, bilden Befunde und Deutungen — die Sachen und der ihnen beigelegte Sinn — leider sehr häufig ein Ganzes, das den Anspruch zu erheben scheint, als Ganzes angenommen und geglaubt zu werden. Immerhin dürfte mit Hilfe des Abbildungsmaterials ein sachliches Urteil möglich sein. Auch ungedeutet sind die Zeichen und Symbole, die gleich oder ähnlich an den verschiedensten Stellen des Erdballes sich wiederholen, in ihrer Fülle eindrucksvoll genug, und die kalendarische Bedeutung vieler von ihnen darf wohl schon jetzt als plausibel bezeichnet werden ...“

(Neckel, S. 20.) „Wirths große Schau vom Geistgott, vom Gottessohn, der als Jahrgott mit gesenkten Armen niedersteigt zum Dunkel und mit erhobenen Armen wieder aufersteht, wenn das Jahr sich erneut, vom Jahr als Bild der Ewigkeit und des Menschenlebens und vom „Stirb und Werde!“, steht und fällt, soweit ich sehe, mit ihrem eigenen inneren Wert, und so ist die Stellungnahme zu ihr eine Gesinnungs- und Gefühlsangelegenheit, keine Sache der Wissenschaft. Diese kann nur feststellen, daß die Vereinigung des Wirthschen Urglaubens mit dem, was auf Grund der Schriftquellen feststeht, die ernstesten Schwierigkeiten macht. Sie kann den bestechenden Sinnzusammenhang nicht widerlegen, den Wirth aus den Felsbildern und aus indianischem und anderem Folklore herausgelesen hat, muß aber bedauern, daß sein Urheber der Edda, den Skalden, den Sagas die ihnen gebührende Aufmerksamkeit ebenso vorenthalten hat, wie den empirisch gewonnenen Gesetzen der Sprachgeschichte und Etymologie.“

Aus dieser Gegenüberstellung geht wohl klar genug hervor, daß Jacob-Friesen sowohl wie auch Kutzleb ein ebenso klares Unterscheidungsvermögen in bezug auf vergleichende wissenschaftliche Methodik und persönliche religiöse Überzeugung zu wünschen wäre, wie Neckel es in seinen Worten an den Tag legt. Denn in der Trennung beider, nicht aber in der Verurteilung Herman Wirths liegt der Sinn von Neckels Ausführungen.

Beitrag Priv.-Doz. G. Heberer, Die Stellung der Anthropologie zu dem Werke Herman Wirths.

Jacob-Friesen:

(Heberer.) „Der Anthropologe H. betont, Wirth sei sich wohl bewußt, daß zahlreiche

Kutzleb:

(Heberer.) „Es scheint durchaus verständlich, daß bei dem umfassenden Komplex der

seiner Annahmen auf schwachen Füßen stehen! — Wichtig ist das Zugeständnis von H., daß es natürlich völlig zweifelhaft sei, ob sich Wirths Hypothese von der Entstehung seiner konstuierten nordischen Urrasse im pliozänen Arktisgebiet halten lassen wird. Damit bricht eine der Hauptstützen des Wirthschen Gebäudes in sich zusammen, und dieser Sturz wird ausgerechnet durch einen seiner Verteidiger veranlaßt.“

von Wirth benötigten Wissenschaftszweige auf denjenigen Gebieten, auf denen er nicht Fachmann sein konnte, Irrtümer unterlaufen konnten, bzw. Hypothesen aufgestellt wurden, die ... als durch das vorliegende Material nicht gerechtfertigt erscheinen mußten.“ (Der Satz heißt bei Heberer ohne Auslassungen „die den betreffenden Fachleuten als durch das bisher vorliegende Material [d. i. „Der Aufgang der Menschheit“] nicht gerechtfertigt erscheinen mußten.“)

Bäumlerschrift:

(Beitrag Heberer, S. 21.) „Die kritisierenden Autoren — und das ist ein wesentlicher Punkt, in dem sie Wirth nicht gerecht werden — haben es nicht für erwähnenswert gehalten, daß Wirth ich wohl bewußt ist, daß zahlreiche seiner Annahmen auf schwachen Füßen stehen, nur Provisoria sein können, daß sie gegenüber den landläufigen Meinungen der Anthropologen und Prähistoriker als zumindest äußerst kühn und nur ungenügend begründet erscheinen müssen.“

Was man also Wirth nach dem Willen H.s zugute halten sollte, daraus macht man ihm einen Vorwurf! Die „Hauptstütze“ Wirths bricht nach H. durchaus nicht zusammen, sondern H. kommt nach sechs Zeilen zu dem Schluß, daß

„eine Abgabelung desjenigen Zweiges (vom Urmenschen), der als Sapienstyp zu bezeichnen wäre, nach Norden abwanderte oder abgedrängt wurde und hier sich zu demjenigen Rassenkomplex differenzierte, den Wirth als Träger des arktischen Kultzentrums aufgestellt hat.“

Und etwas weiter heißt es über diese Hypothesen:

„Die Berechtigung der sub I. formulierten Wirth'schen Grundhypothesen [= zu Beginn der Eiszeit schon Siedlungs- und Kultzentrum in der Arktis] kann nicht bestritten werden.“ (Von Heberer gesperrt!)

(Heberer, S. 21.) „Von vornherein muß zu diesen Kritiken gesagt werden (gemeint ist Wiegers), daß sie sich fast durchweg auf der Oberfläche der Probleme bewegen, Einzelheiten betreffen, die die Wirth'schen Grundannahmen kaum oder doch nur unwesentlich berühren. Die eigentlichen Kardinalfragen, zu denen die Anthropologie vornehmlich „Stellung zu nehmen“ hätte, werden überhaupt nicht diskutiert. Es ist deshalb auch unnötig, die Diskussion der von den Autoren aufgegriffenen Einzelfragen hier weiterzuführen. Den folgenden Erörterungen möchte ich nun zunächst eine grundsätzliche Bemerkung vorausschicken: Das Werk Herman Wirths ist eine kulturgeschichtliche Synthese von einem Umfang, der nicht nur dem Außenstehenden, sondern erst recht demjenigen, der persönlich oder auch nur sachlich einen tieferen Einblick genommen hat, nur Bewunderung abnötigen kann. Das braucht natürlich durchaus nicht dazu verleiten, weniger kritisch zu sein! Es erscheint aber durchaus verständlich, daß bei dem umfassenden Komplex der von Wirth bei seiner Synthese benötigten Wissenschaftszweige auf denjenigen Gebieten, auf denen er nicht Fachmann sein kann, Irrtümer unterlaufen konnten bzw. Hypothesen aufgestellt wurden, die den betreffenden Fachleuten als durch das bisher vorliegende Material nicht gerechtfertigt erscheinen mußten.“

Beitrag Prof. Dr. Walter Krickeberg, Wirth und die amerikanische Kulturgeschichte.

Jacob-Friesen:

(Krickeberg) „Der Ethnograph Krickeberg nimmt zu Wirths Anschauungen über die altamerikanische Kulturgeschichte Stellung. Zunächst begreift er nicht, wie ein Leser, ‚dem die Voraussetzungen des Fachwissens fehlen, oder der die Fachwissenschaft sogar ablehnt, ihm (d. h. Wirth) mit vollem Verständnis durch das Labyrinth seiner Ausführungen folgen kann‘.

Sodann betont K., daß die Arbeitsweise Wirths ‚keineswegs voraussetzungslos, wie er meint‘ sei, und daß sie ‚Gefühlsmomente in die Erörterungen hinein trage‘. — Weiter spricht K. ‚von ganz verfehlten, auf der mangelnden Kenntnis des Materials beruhenden Deutungen‘ Wirths und weist darauf hin, daß Wirths Darstellungen der altamerikanischen Hochkulturen ‚als düsteres Bild durchaus einseitig und schief‘ sind. Über die sprachlichen Feststellungen Wirths urteilt K.: ‚Die von ihm aufgestellten Gesetze der Umkehrung, der vokalischen Lautverschiebung und des jahreszeitlichen Ablautes der Vokale heben in der Tat jede Sprach-

Kutzleb:

(Krickeberg) „Die Arbeitsweise Wirths ... ist keineswegs voraussetzungslos, wie er meint, ... sie trägt Gefühlsmomente in die Erörterung hinein ... hier handelt es sich um den Glauben (!) an die absolute physische, ethische, religiöse, intellektuelle und kulturelle Überlegenheit der postulierten (!) arktisch-atlantischen Urrasse über alle anderen ... Wirth gibt nirgends eine klare und umfassende

wissenschaft auf und machen es schließlich möglich, nicht nur jede beliebige Sprache aus einer anderen, sondern sogar alle Worte auseinander abzuleiten.'"

Charakteristik seiner arktisch-nordischen Kultur (!)."

Bäumlerschrift:

(Krickeberg, S. 36.) „Obwohl Wirth nirgends eine klare und umfassende Charakteristik seiner ‚arktisch-nordischen' Kultur gibt, geht doch aus zahlreichen Bemerkungen hervor, daß er sie sich als einen großen, in der Hauptsache einheitlichen Kulturkreis denkt, der den polaren Gegensatz zu den subtropischen und tropischen Kulturen der dunklen ‚gondwanischen' Urvölker bildet."

(Beitrag Krickeberg, S. 31.) „Wie ein solcher Leser, dem die Voraussetzungen des Fachwissens fehlen, oder der die Fachwissenschaft sogar ablehnt, ihm mit vollem Verständnis durch das Labyrinth seiner Ausführungen folgen kann, begreife ich nicht; da die Wirkung aber trotzdem zweifellos eingetreten ist, kann sie nur von den ethischen und religiösen Ideen, die überall den Hintergrund und die Voraussetzung der rein wissenschaftlichen Erörterungen bilden, ausgegangen sein. Der ethisch-religiöse Hintergrund darf bei der Betrachtung keiner einzigen der von Wirth behandelten Spezialfrage aus den Augen verloren werden. Auch in dieser Beziehung läßt sich die Arbeitsweise Wirths nicht mit derjenigen anderer Wissenschaftler vergleichen. Sie ist keineswegs voraussetzungslos, wie er meint, nur weil er sich von allen Arbeitshypothesen und Kulturwanderungstheorien unter der Devise „ex oriente" losgelöst hat (denn Wirth verficht mit genau derselben Energie den Standpunkt des „ex septentrione"), und sie bringt Gefühlsmomente mit in die Erörterung hinein. Hier handelt es sich freilich nicht mehr um eine Arbeitshypothese, wie sie jede Wissenschaft braucht, sondern um eine Weltanschauung; um den Glauben an die absolute, physische, ethische, religiöse, intellektuelle und kulturelle Überlegenheit der postulierten arktisch-atlantischen Urrasse über alle anderen, insbesondere die in den mittleren Gebieten des Erdballes beheimateten dunkleren Rassen, mit denen sie sich später vermischte."

(S. 36.) „Mir scheint, daß dieser Teil der Wirth'schen Forschungen, den er ja auch in seinem neuesten Werk mit Recht in den Vordergrund gerückt hat (Untersuchung der Kultsymbolik), der Kulturgeschichte nicht nur den Weg zu einer Fülle wertvollen, bisher unbeachteten Materials gewiesen, sondern auch die Augen für viele, für die Frage der Kulturverbreitung wichtige Probleme geöffnet hat. Die amerikanische Religionsgeschichte wird sich sicher noch oft mit den von Wirth gegebenen Erklärungen kultischer Symbole zu beschäftigen haben[1])."

(S. 40.) „Die mittelamerikanische Hochkultur ist wahrscheinlich aus der Mischung von Hoch- und Tieflandsstämmen erwachsen und hat immer wieder frisches Blut von Norden und Süden her empfangen. Das düstere Bild, das Wirth von ihr entwirft, ist durchaus einseitig und schief, weil er die Azteken in den Vordergrund rückt und ihren blutigen Kult und ihre ‚dämonisch-fratzenhaft verzerrte Maskensymbolik' für das Wesen der mittelamerikanischen Hochkultur hält."

(S. 43.) „Die von ihm aufgestellten Gesetze der Umkehrung der konsonantischen Lautverschiebung und des jahreszeitlichen Ablauts der Vokale heben in der Tat jede Sprachwissenschaft auf und machen es schließlich möglich, nicht nur jede beliebige Sprache aus einer andern, sondern sogar alle Worte auseinander abzuleiten." Kr. setzt die Kritik fort, dehnt sie aber, was den Nachweis amerikanisch-altweltlicher Sprachbeziehungen angeht, auf die „meisten Forscher" aus, die sich darum mühten. Eingehender bespricht K. ein Beispiel der Wortvergleichung und schließt dann einen Beitrag: „Diese Kritik soll natürlich nicht eine Ablehnung der Versuche, zwischen amerikanischen und altweltlichen Sprachen Urzusammenhänge aufzudecken, sein. Sie sind fraglos ebenso vorhanden, wie die Kulturzusammenhänge, deren Diskussion durch Herman Wirths Forschungen trotz allem, was man im allgemeinen und einzelnen dagegen vorbringen muß, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt ist — ein Verdienst, das wahrlich nicht gering anzuschlagen ist."

Beitrag Prof. Dr. K. Th. Preuß, Die ethnologische Seite der Forschungen Herman Wirths

Jacob-Friesen:

(Preuß.) „P. ist der Überzeugung, ‚daß es nicht mehr möglich ist, eine eigene Sprachwissenschaft zu begründen, wie Wirth es tut'. P. geht nun weiter auf Wirths aus den Felszeichnungen erschlossene Religion ein und weist nach, daß ‚die Teilung des Gesichtskreises, der ja eigentlich die Erdteile bedeutet, in eine östliche und eine westliche Hälfte, schwerlich, wie Wirth will, die Jahresspaltung' bedeuten kann, obwohl Neckel vorher nicht ansteht, die Deutung Wirths für wahrscheinlich zu halten, ‚daß alle diese kreishaltigen oder kreistragenden Figuren Darstellungen des Jahresgottes sind, der, wenn er die Axt hebt, das Jahr spaltet'. Auch die unrichtigen Anschauungen Wirths über das sterbende Jahr und den in die Unterwelt entrückten Sonnengott weist P. für Mittelamerika zurück. Was bleibt denn dann noch übrig von dem mühsam konstruierten Gebäude?"

Kutzleb:

(Preuß.) „... ‚so sind doch allgemein anerkannte Grundzüge für Vergleichung der Sprachen aufgestellt, und die Kenntnis der Sprachen ist so weit gediehen, daß es nicht mehr möglich ist, eine eigene Sprachwissenschaft zu begründen, wie Wirth es tut.' — ‚Die Identifizierung des Menschenschicksals mit dem Sonnenlauf erscheint mehr modernen Ideen entsprossen.' Der letztangeführte Verteidiger liefert überhaupt eher eine neue, als eine Rechtfertigung der Wirth'schen Darstellung von der indianischen Kultur ..."

[1]) Von ganz verfehlten, auf der mangelnden Kenntnis des Materials beruhenden Deutungen wie der Erklärung der Maya-Hieroglyphe „kan" als „Drachenschiff, das den Lebensbaum (drei Äste oben, drei unten) oder die Sonne trägt", sehe ich hier natürlich ab.

Bäumlerschrift:

(Beitrag Preuß, S. 46.) „In der Sprachwissenschaft sind zwar noch außerordentlich viele Untersuchungen über die einzelnen Sprachen und ihre Zugehörigkeit zu Sprachgruppen und über das Verhältnis der letzten zueinander zu machen, aber da die Sprachwissenschaft überall die Grundlage in den geschichtlich-philologischen Wissenschaften und in der kulturgeschichtlich zu bewertenden Völkerkunde bildet, so sind doch allgemein anerkannte Grundzüge für die Vergleichung der Sprachen aufgestellt, und die Kenntnis der einzelnen Sprachen ist soweit gediehen, daß es nicht mehr möglich ist, eine eigene Sprachwissenschaft zu begründen, wie es Wirth tut."

(S. 48.) „Es ist aber auch noch eine andere Erklärung dieser nord-südlichen Linie möglich, die sehr wohl neben der ersten bestanden haben kann und von Wirth nicht berücksichtigt worden ist. Diese ergibt sich aus der auch in Nordamerika vorkommenden völligen Trennung des Gesichtskreises in zwei Hälften, die auch etwas nach oben bzw. nach unten verschoben vorkommen können, wie es z. B. bei den Zuni der Fall ist. Die Teilung des Gesichtskreises, der ja eigentlich die Erdscheibe bedeutet, in eine östliche und eine westliche Hälfte kann schwerlich, wie Wirth will, die Jahresspaltung bedeuten, sondern ist wohl die Richtung ‚oben — unten' (Zenith — Nadir), weil die Sonne auf der nördlichen Halbkugel zur Wintersonnenwende in die Erde eingehend gedacht wird, wie später noch aus dem mexikanischen Kulturkreis zu ersehen sein wird."

Über das Jahreszeichen urteilt P. abschließend:

(S. 50.) „Wenn also auch die allgemeinen Auffassungen Wirths sehr zur Klärung des mexikanischen ‚Jahrzeichens' beigetragen haben, so hat doch die genaue Untersuchung eine erhebliche Erweiterung der Auffassung ergeben."

Daß auch P. den Kampf des Adlers mit der Schlange zu den symbolischen Anschauungen über das „sterbende" Jahr rechnet, geht aus folgenden Worten hervor:

(S. 54.) „Man wird nicht fehl gehen, wenn man diesen Kampf nicht als einen jeden Morgen stattfindenden auffaßt, sondern als den endgültigen Sieg der wieder heraufkommenden Sonne betrachtet. Auch bei den verwandten Hopi in Arizona wird die gehörnte Federschlange am Wintersonnenwendfest und besonders am Fest der Frühlingstag- und Nachtgleiche dargestellt und verehrt. — Daß die Sonne bzw. der Gesichtskreissonnenlauf — was dasselbe ist — verpersönlicht wird, daß man z. B. den Kreis mit Händen versieht oder ihn als ganze Person darstellt, wobei die Sonnenwendpunkte in der Stellung der Gliedmaßen besonders hervortreten, oder daß gewisse einfache Linien zwischen den markanten, hauptsächlichen Sonnenpunkten den auf- und absteigenden Sonnengott bezeichnen, ist ethnologisch sehr wohl zu verstehen. Außerordentlich schwierig ist aber bereits eine Figur mit erhobenen Armen als den aufsteigenden eine mit gesenkten überall als den niedergehenden zu erweisen. Die Identifizierung des Menschenschicksals mit dem Sonnenlauf erscheint mehr modernen Ideen entsprossen, und jedenfalls dürfte es schwer zu belegen sein."

Sachlich wird hier also die Teilung des Gesichtskreisjahres in der Absicht einer genaueren Fixierung der Jahreszeiten von P. nicht bestritten.

Auch eine „unrichtige Anschauung Wirths über den in die Unterwelt entrückten Sonnengott" wird im wesentlichen nicht festgestellt, sondern nur eine Verwechselung des Schlangengottes Quetzalcoatl mit dem Sonnengott Tetzcatlipoca:

(S. 55.) „Obwohl die Federschlange also nicht identisch mit dem Lichtgott ist, so hat sie doch gewissermaßen ein umgekehrtes und deshalb etwas verwandtes Schicksal ... Beide sind also unzertrennlich, derart, daß die Schlange in gewissem Sinne geradezu als Geleiter der Sonne aufgefaßt werden kann, und sie daher das Jahr ebenso bestimmt wie jener. Daher ist sowohl Tetzcatlipoka wie Quetzalcoatl der Kalendergott, und beide sind in ganz eigenartiger Weise zugleich Gegner und Genossen."

Es tritt also sachlich höchstens eine Komplizierung durch Aufteilung der von Wirth gesuchten Funktionen zwischen zwei Gottheiten ein, während Wirth nur einen Sonnengott annahm. Von einem Zusammenstürzen des „mühsam konstruierten Gebäudes" kann also keine Rede sein, höchstens von dessen Ausbau. — —

Die Beiträge von Fehrle und Jung werden in beiden Besprechungen nicht benutzt. Der Beitrag von Strzygowski braucht in diesem Zusammenhange nicht herangezogen werden, da nicht versucht worden ist, daraus etwas gegen Wirth auszuwerten. Hier liegt die Sache vielmehr so, daß Jacob-Friesen und Kutzleb sich gegen Strzygowski wenden.

Beitrag Prof. Dr. Bäumler-Dresden, Symbolforschung und Geschichtswissenschaft.

Jacob-Friesen:

(Bäumler) „Auf Seite 88 schreibt er: ‚Es ist einfach ‚kraß‘, wenn Schwantes das Problem (Herman Wirth und die Wissenschaft) auf den Gegensatz zweier seelischer Strukturen zurückzuführen sucht. Wirth und seine Freunde sind demnach einfach nicht imstande, den Beweisführungen der Fachwissenschaft zu folgen.‘ Und auf S. 91 schreibt B. selbst: ‚Herman Wirth und die Vertreter der Einzelwissenschaften müssen unter diesen Umständen aneinander vorbeireden.‘ Ist das nicht dasselbe, was Schwantes behauptet und als Gegensatz zweier seelischer Strukturen gekennzeichnet hat? Wichtig ist B.s Eingeständnis, daß Wirth ‚die Geschichte mythisiert‘, da ihm die historisch-kritische Methode fremd ist. ‚Hätte B. statt ‚mythisiert‘ den Ausdruck ‚orientalisiert, gebraucht, so hätte er Wirth noch richtiger kritisiert."

Kutzleb:

„Was die Gegner behaupten, ist das, was Bäumler zugibt: ‚die Schwäche Wirths, daß er die historisch-kritische Methode verachtet und doch zugleich mit dem Anspruch auftritt, diese Methode zu beherrschen.‘ Aber nun tut Bäumler Wirth einen Gefallen, von dem ich vermute, daß niemand darüber erstaunter gewesen sein dürfte als Wirth selber: er entdeckt die Methode Wirth; richtiger, er ertastet mit einem wundervollen Tiefenspürsinn das, was Wirth möglicherweise als Methode vorgeschwebt haben kann, was ihn aber unaufhörlich mit den Methoden der Sprachvergleichung, der Vorgeschichtsforschung, der Völkerkunde usw. durcheinandergeht. Zu dem Wort ‚möglicherweise‘ erdreiste ich mich, denn wenn Wirth wirklich und bewußt eine eigene Methode gefunden hätte, so blieben seine Rückfälle in die ihm nicht zustehenden und nicht tauglichen Methoden der Fachwissenschaft unverständlich. Wenn also Bäumler Wirth eine Methode neuer Art zeigt, so tut er ihm allerdings einen großen Dienst, und man könnte vielleicht hoffen, daß Wirth bei sorgfältiger Anwendung dieser Methode einiges Beachtliche an den Tag förderte."

Der erste Satz (im Abschnitt Jacob-Friesen), der mit „es ist einfach kraß" beginnt (Bäumler S. 88), bezieht sich auf die Methode bei Herman Wirth überhaupt. Daß Bäumler diese nicht leugnen will, geht aus einem der seine Abhandlung einleitenden Sätze hervor, der lautet: „Es ist mir nicht gelungen, in der Schrift ‚Herman Wirth und die deutsche Wissenschaft‘ etwas von Einsicht in die Tatsache zu finden, daß Herman Wirth mit Konsequenz eine bestimmte Methode verfolgt." (Bäumler S. 82.) — Dagegen bezieht sich der zweite Satz (im Abschnitt Jacob-Friesen), dessen Anfangsworte „Herman Wirth und die Vertreter . . ." lauten (Bäumler S. 91), auf einen ganz besonderen Fall, nämlich die Unterscheidung der Symbolhaftigkeit und des handwerklichen Wertes in dem Charakter der Buchstaben. Da also beide Sätze in dem Beitrage Bäumlers ganz verschieden bezogen sind, lassen sie sich nicht vergleichen.

Mit seinem Wort von der Mythisierung der Geschichte will Bäumler alles andere als Wirths Forschung ablehnen; er will sie vielmehr beschränken auf die Zeiten und Gebiete, die den nach allgemeinem Sprachgebrauch „historischen" vorgelagert sind, auf die, deren Erforschung sich Wirth als seine vornehmste Aufgabe gesetzt hat. Daher die Sätze (Bäumler S. 93):

„Herman Wirth hebt die Grenze zwischen Vorgeschichte und Geschichte, wischen symbolforschender und historisch-kritischer Methode auf. Er verlängert die Geschichte nach rückwärts und ‚historisiert‘ insofern die Vorgeschichte. In Wahrheit aber mythisiert er damit die Geschichte, da ihm die historisch-kritische Methode fremd ist."

Herman Wirth kann also seine eigene Methode durchaus nicht abgesprochen werden. Ebensowenig wird ihm eine neue „Bäumlersche" Methode gezeigt. Denn Bäumler geht überall von den Worten Wirths selber aus. Der oben angezogene Satz Bäumlers wies bereits darauf hin, daß Wirth „mit Konsequenz eine bestimmte Methode verfolgt". Solche Sätze Bäumlers finden sich noch mehr, z. B.: „Nichts ist zufällig, nichts ist formal, nichts ist nach modernen Analogien zu erklären. Diese Methode wird von Herman Wirth verfolgt, auf ihr beruht seine überlegene Stellung gegenüber den Fachvertretern der Prähistorie." Oder: „Ist dies einmal vorausgesetzt (nämlich der Bestand der Symbole in allem Wechsel), dann wird das Kontinuitätskriterium Wirths als methodisch einwandfrei angesehen werden können." Auch dort, wo B. von methodischen Irrtümern Wirths spricht, orientiert

er sich immer an Wirth und nicht an sich selbst, wie das in diesem Zusammenhang ja auch ganz natürlich ist.

Zusammenfassend läßt sich also wohl sagen, daß der Streit um Herman Wirth in formaler Beziehung — und nur um diese Seite der Angelegenheit kann es sich hier handeln — bei gutem Willen erheblich erleichtert werden könnte. Dr. R.



Das Ostermysterium auf Taormina. Unter dieser Überschrift veröffentlicht das „Osnabrücker Tageblatt" vom 27. März 1932 einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen: „Und am Ostersonntag, am Morgen der Auferstehung des Herrn, tragen dieselben Jünglinge einen anderen, weißgekleideten, jugendlichen Christus aus der Kirche bei der Porta Catania. Von der Porta Messina naht eine zweite Prozession mit der trauernden Mutter Gottes. Jahr um Jahr ist es die gleiche Zeremonie, und immer packt sie und erschüttert sie von neuem. Auf der Piazetta treffen sich beide Züge im Angesicht der harrenden Menge. Nun tritt ein mystisches Spiel in Szene, das bei aller Theatralik, die nun einmal den Italienern eigen ist, etwas ungeheuer Mitreißendes hat: Inmitten weißgekleideter Mädchen und Knaben schreitet Christus, der Auferstandene, die Fahne mit dem Lamm im Triumphe schwingend, ein leuchtendes Fanal, der mit einem schwarzen Nonnengewand völlig verhüllten Gottesmutter entgegen.

Da geschieht das große Wunder, das Ostermysterium von Taormina!

Wie die beiden Züge zusammentreffen, taumelt plötzlich die heilige Maria zurück, das schwarze Nonnengewand fällt herab. Im himmelblauen Kleide steht sie da, blonde Lockenfülle umgibt ihr Haupt. Ein orgiastischer Schrei zerreißt die Luft. Und alles Volk brüllt jauchzend auf und wogt lärmend und tobend um die beiden Wiedervereinigten, die jetzt zusammen nach San Pancrazio gebracht werden, wohin ihnen im gemessenen Abstand sämtliche Heiligen des Ortes folgen."

Die Richtigkeit der Beobachtung vorausgesetzt, möchten wir daran die Frage knüpfen: Wie erklärt es sich, daß in Sizilien in einem Osterspiel eine blonde Muttergottes auftritt? S.

Niedrige Sachkultur und hohe Gesittung. „Über den Magdalenier (den Menschen auf der Stufe von La Madeleine, etwa 12 000—8000 v. Chr.) sind wir heute ganz gut unterrichtet, kennen seine Wohnungen, Geräte und Waffen, seine Gemälde und Schnitzereien, seine Jagd und seine Gesellung, ein wenig sogar seine Zauberei und sein Brauchtum. Dieses Gesamtbild muß man haben, ehe die Frage, ob dieser Mensch bereits eine Buchstabenschrift und eine Sprache mit Abstrakten, ob er den Glauben an den Eingott und seinen Sohn gehabt, ob er politische und kultische Organisationen, wie bei Wirth, gekannt habe oder nicht. In unserem gesicherten Bilde des Magdaleniers liegt nichts, worauf hin wir ihm Monotheismus, Schrift usw. zutrauen müßten." So schreibt H. Kutzleb in seiner Besprechung des Wirthschen Buches „Der Aufgang der Menschheit", die er unter der Überschrift „Scholastik von heute II: Herman Wirth" in der Zeitschrift „Die Neue Literatur" (März 1932) veröffentlicht hat (Vorlage ohne Sperrungen).

Ich möchte daran zweifeln, ob wir wirklich ein gesichertes Bild des Madeleinemenschen haben. Aber eine neuerliche Veröffentlichung aus dem Gebiete der Völkerkunde gibt einen überraschenden Aufschluß darüber, ob man jenen Stämmen, oder wie man sonst eine völkische Einheit nennen will, überhaupt den Glauben an ein höchstes Wesen, die Fähigkeit, nicht sinnfällige Gegebenheiten denkmäßig zu unterscheiden und sprachlich auszudrücken, zutrauen darf.

Leider ist es mir unmöglich gewesen, den Bericht[1] über die Selk'nam in Feuerland, den Prof. Dr. M. Gusinde erstat-

[1] Die Selk'nam. Vom Leben und Denken eines Jägervolkes auf der großen Feuerlandinsel. Ergebnisse meiner vier Forschungsreisen in den Jahren 1918—1924. Von Prof. Dr. phil. Martin Gusinde. 1176 S. m. 91 Bildern u. 4 Karten; außerdem 1 bunte Tafel u. 50 Lichtdrucktafeln mit 129 Bildern in eigener Mappe. Preis 160 RM. Verl. d. Internat. Zeitschr. „Anthropos". St. Gabriel, Mödling b. Wien, Österreich.

tet hat, selber einzusehen; ich stütze mich auf die Mitteilungen, die Dr. B. Lebzelter gegeben hat (Natur u. Kultur 1932, S. 242 bis 245).

Die Sachkultur dieses kleinen Volkes ist durchaus niedrig. Die Selk'nam sind Jägernomaden, die in der Hauptsache nur ein Jagdwild kennen: das Guanaco. Im Süden ihres Gebietes können sie sich aus Baumstämmchen kegelförmige Hütten bauen, im holzarmen Norden errichten sie lediglich Windschirme aus Guanacofell. Als Schlafstelle dient eine dünne Schicht Reisig oder Gras. Als Kleidung haben sie einen kurzen Lendenschurz und einen kurzen Fellmantel, ferner Sandalen und eine kegelförmige Mütze. Körperbemalung ist üblich. Zur Jagd werden Pfeil und Bogen und die Schleuder benützt. Früher wurden die Pfeilspitzen aus Feuerstein hergestellt, jetzt aus Glas. Das Feuer wird nur durch Schlagen erzeugt (Feuerstein, Pyrit und Bovistsporen). Die Selk'nam ernähren sich fast nur von Fleisch, das gebraten und ohne Salz genossen wird.

Gewisse Eigentümlichkeiten des Schädelbaus sollen auf die Australier hinweisen, in manchen Merkmalen sollen die Selk'nam dem Neandertalmenschen nahe stehen, und wieder andere Züge sollen zu den Eskimos des Nordens weisen.

„Primitiv" genug ist dies Bild der Äußerlichkeiten! Und nach früherer Übung wären wir durchaus berechtigt, eine entsprechend „primitive", rohe geistig-seelische Haltung bei den Selk'nam anzunehmen. Demgegenüber stellt Lobzelter aus dem Bericht Gusindes zusammen:

„Die Selk'nam glauben an ein höchstes Wesen (Temaukel), das die ungestaltete Welt und den sternenlosen Himmel gemacht hat. Die Ausgestaltung der sichtbaren Welt ist das Werk der Ahnen. Speziell der Urahne Konos, der ein Diener des Temaukel war, hat die Welt ausgestaltet, und im Auftrage seines Herrn gab er den Selk'nam das Sittengesetz. An Temaukel wendet man sich bei Krankheiten mit Gebeten."

„Jeder erwachsene Indianer unterscheidet das, was gut und statthaft ist, von dem, was als böse und ungeziemend vermieden werden muß."

„Das sittlich Gute, der untadelige Mensch, wird mit „tuschalitschen", d. i. ‚Herz-Inneres-Gutsein' bezeichnet." „Jeder soll ein guter Mensch sein! — Handle recht! — Wer Schlechtes tut, verspürt Schmerzen im eigenen Herzen!"

„Der Begriff dessen, was Gut und Böse ist, deckt sich mit dem, was wir darunter verstehen. Eine Belohnung für das Gute gibt es nicht. Das Böse straft Temaukel mit Krankheit und Tod in diesem Leben." „Beim Sterben geht die Seele zu Temaukel. Hierselbst bleibt sie jetzt. Hinter den Sternen halten sich die Seelen auf. Nur die Seelen der Medizinmänner, die zum Teil böse Zauberer sind, verbleiben auf der Erde."

„Die Familie ist grundsätzlich monogam, doch ist Polygamie geduldet. Das Mädchen ist in der Gattenwahl vollkommen frei." In den Sitten der Brautwerbung liegt ein feiner, natürlicher Takt. Dieser Takt „offenbart sich auch im täglichen Leben. Diese Indianer sind ausgesprochen feinfühlig". —

Aus der Tatsache, daß diese Indianer jetzt ihre Pfeilspitzen aus Glas herstellen, geht hervor, daß sie Berührung mit Weißen haben müssen. Man könnte also einwenden, daß die sittlichen Vorstellungen sozusagen durch Weiße „veredelt" worden sein könnten. Nach der ganzen Haltung der Lebzelterschen Mitteilungen erscheint das aber ausgeschlossen.

Wir können also die Tatsache feststellen, daß ein Volk mit „steinzeitlicher" Sachkultur und entsprechenden Lebensbedingungen hohe religiöse und sittliche Vorstellungen hat. Es lassen sich diese Verhältnisse natürlich nicht ohne weiteres Stück für Stück auf den Madeleinemenschen übertragen, aber es ist erlaubt, ihm eben mehr an seelischem Gut zuzutrauen, als man landläufig jenen Jägerhorden zuzugestehen für gut befand. Während früher die Erkenntnisse der Völkerkunde meistens dazu dienten, die Vorstellungen von der Kultur des Alteuropäers „abzuwerten", scheint man jetzt daranzugehen, die alten Irrtümer zu beseitigen und umgekehrt an ein „Hinaufwerten" zu denken. S.

Zum Alter der Schriftkenntnis bei den indogermanischen Völkern. Durch die Veröffentlichungen Herman Wirths werden alle jene Entlehnungshypothesen der Schrift hinfällig, die bis vor kurzem noch heiliges, unantastbares Dogma unserer Wissenschaft waren: nämlich sämtliche Runenherkunftshypothesen (die lateinische ebenso wie die griechische und die neueste keltische) und ebenso die Herleitungstheorien der „antiken" Alphabete (griechische Schrift aus Phönizien, römische aus Griechenland).

Vor Jahren schon machte Ludwig Wilser auf eine Tatsache aufmerksam, die diesen Herkunftstheorien widerspricht, das Wirthsche Forschungsergebnis aber bestätigt. Die germanischen, lateinischen wie griechischen Worte für Schreiben und Schrift gehören zum ältesten Sprachgut und sind also keineswegs entlehnt. Das griechische γράφειν gehört zu deutsch „kerben" und ist durchaus nicht etwa semitischer Abstammung; lat. scribere ist mit althochdt. skriban, altsächs. skribhan usw. urverwandt (wie Prellwitz u. a. sich richtig gegen Kluge, Walde usw. kehren) und beide müssen bereits seit alters „schreiben", und zwar „mit dem Griffel einritzen" bedeutet haben. Es gehört weiter zu gr. σκάριφο „Griffel, Umriß" und zu einer im Deutschen weit verbreiteten Sippe, deren Grundbedeutung „ritzen" ist (scharben, schürfen, schrapen, schröpfen u. a.). Zu erwägen wäre, ob gr. γράφειν (trotz der Regelwidrigkeit) weiterhin zu dt. graben usw. zu stellen und ob gr. γράφειν mit lat. usw. scribere letzten Endes auf dieselbe Wurzel k(g)-r „schneiden" zurückzuführen wäre. Das lateinische Wort „schreiben" wäre also dem griechischen vielleicht verwandt; es ist jedoch keinesfalls von dort entlehnt.

Die germanischen Sprachen kennen nun noch weitere Worte für „schreiben": altsächs. und altengl. writan, altfries. writa, altnord. rita (es ist das neuhochdt. Wort „reißen, ritzen") und got. meljan (neuhochdt. malen). Während das letztere Wort in der Bedeutung „schreiben" nur aus dem Gotischen bekannt ist, ist writan bei den germanischen Stämmen weit verbreitet gewesen: Die germanischen Sprachen — Sprachen schriftloser Völker nach gelehrter Meinung!! — haben also mindestens zwei uralte Worte für „schreiben" gehabt (skriban und writan). Dr. O. H.

Der Stamm der Thoringe. (Nachtrag zu Folge 4, 1932, Seite 6 ff.) Auf der Karte, die meinem Aufsatz über die Thoringe beigegeben war, habe ich die Ostgrenze des Stammesgebietes dem Saalelauf folgen lassen, nicht weil ich es heute so abgegrenzt wähnte, sondern weil den Ortsnamen nach zu schließen, östlich der Saale Kolonialland ist. Auf diese Art ist auch die Stadt Halle, die östlich der Saale liegt, nicht mehr in das Stammesgebiet aufgenommen. In Wirklichkeit gehört sie aber hinein, ich habe dies bei einem neuerlichen Aufenthalt daselbst mit Sicherheit festgestellt.

Halle hat eine so reinstämmische Bevölkerung, wie man sie in einer Großstadt nur erwarten kann. Die Stadt ist vielleicht ebenso vorwiegend von Thoringen bewohnt, wie Münster von Westfalen. Die zugewanderten Beamtenfamilien usw. aus anderen Stammesgebieten beeinflussen das Bild der Bevölkerung kaum. In Hannover z. B. ist dies ganz anders. Einem Fremden wird es hier kaum möglich sein, einen besonderen Hannoverschen Typ herauszufinden. Das hat seine sehr natürliche Begründung darin, daß Hannover genau auf der Grenze mehrerer Stammesgebiete erbaut worden ist. Cherusker, Engern, Altsachsen, Heidjer und Angehörige der kleineren Stammesgebiete zwischen Hannover, Hildesheim und Braunschweig sind in der Großstadt Hannover zusammengewürfelt worden. So reinrassisch auch die Bevölkerung dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag, reinstämmisch ist sie nicht. Anders in Halle, wo man in den Straßen unter 10 Menschen, die einem begegnen, mindestens 9 Thoringe zählt. Diese Feststellung läßt nun umgekehrt wie bei Hannover den Schluß zu, daß Halle noch mitten im Gebiet der Thoringe liegt, nicht an der Grenze anderer Stämme. Folglich muß die Grenze des Thoringschen Stammesgebietes bei Halle noch weiter nach Osten gerückt werden. H. A. Prietze.

Zur kurzen Runenreihe. Es ist heute noch eine Streitfrage, welche Runenreihe die ältere ist, die längere mit 24 oder die kürzere mit 16 Zeichen. Wilhelm Grimm (Über deutsche Runen, Göttingen 1821, S. 124) war, wie heute Herman Wirth, der Ansicht, die letztere sei die ältere. Grimm hielt die phönizischen, griechischen, römischen, etruskischen und germanischen Alphabete für urverwandt und meinte, sie seien von diesen Völkern aus einer gemeinsamen Urheimat in Mittelasien mitgebracht worden (S. II, 125 f.). Damit kam er jedenfalls der Wahrheit näher als alle Entlehnungskünstler des 19. und 20. Jahrhunderts! Er wies auch darauf hin, daß das altgriechische, „kadmeische" Alphabet ebenso wie das altnordische 16 Zeichen besaß und meinte, daß diese Übereinstimmung „nicht bloß zufällig" sein könne (S. 127). Dies war 1821! 1925 aber schreibt H. Jensen in seiner „Geschichte der Schrift (S. 155), nachdem er die griechische Sage von Kadmos angeführt hat, ohne der altnordischen Runenreihe von 16 Buchstaben zu gedenken: „Der Name (Kadmos) bedeutet ‚Mann vom Osten' und personifiziert gewissermaßen den Einfluß des Orients auf Griechenland." — Über die nordische Herkunft des kadmeischen Alphabets siehe jetzt Herman Wirth, Heilige Urschrift, S. 244 f. Dr. O. H.



Runenforschung und Steinkreuzforschung. Der germanischen Vorgeschichte fehlt jede umfänglichere schriftliche Überlieferung, weil die hauptsächlichsten Werkstoffe aller nordischen Kultur, wie Holz, Leder, präparierte Baumrinde und ähnliche runenhafte Aufzeichnungen längst vergangen sind. Infolgedessen gewinnt auch der kleinste Anhalt aus anderen historischen Resten vermehrte Bedeutung, und so möchte ich wiederholt auf die alten Steinkreuze als eine Gruppe Denkzeichen hinweisen, die zum Teil sicherlich aus germanischer Urzeit stammen und um die sich die Fachwissenschaft bisher recht wenig gekümmert hat. Dies mangelnde Interesse mag darin begründet sein, daß der wirkliche Bestand jener eigenartigen Mäler und damit ihre weitreichende Bedeutung bis heute noch nicht einmal vollständig erforscht ist sowie, daß Dutzende von kleineren örtlichen Zusammenstellungen teils nur als Manuskript bestehen, teils in volkskundlichen Heimatblättchen weit zerstreut liegen und dem gelehrten Forscher unbekannt bleiben.

Immerhin ist es aber mit Unterstützung vieler ortsgeschichtlicher Helfer doch möglich gewesen, während der letzten Jahrzehnte in allen Ländern Mitteleuropas für den Schutz und für die Entdeckung dieser uralten Mäler Stimmung zu machen; und so vermag ich heute einen ziemlich genauen Überblick über mehr als 3000 Steinkreuze in Gestalt einer Kartothek zu geben, die neben dem Standort auch Größe, Gesteinsart, Volkssagen, Einzeichnungen und dergleichen von jedem einzelnen Stück erkennen läßt. Dagegen war an eine vollständige Veröffentlichung all dieser Funde bisher nicht zu denken; nur für die 300 Steinkreuze im Freistaat Sachsen hat der Landesverein Sächsischer Heimatschutz zu Dresden vor ein paar Jahren eine abgeschlossene Arbeit von mir in Buchform mit 100 großen Abbildungen erscheinen lassen, so daß der Fachwelt wenigstens eine Stichprobe dieser eigenartigen kulturgeschichtlichen Denkmäler zur Verfügung steht.

Steinkreuz bei Stolpen

Der Ursprung der Steinkreuzsitte, die ihre letzten Ausklänge erst im 18. Jahrhundert gefunden hat und in veränderten Formen sogar noch heute weiterlebt, ist in *tiefes Schweigen* gehüllt; um so lebhafter aber äußert sich bei Kennern und Laien der Streit der Meinungen. Nun kann sich ein solcher Volksbrauch, dessen sichtbare steinerne Zeugnisse noch heute westwärts an den Küsten des Atlantischen Ozeans und ostwärts bis zu den Pforten Asiens am Südfuß des Kaukasus anzutreffen sind, ganz zweifellos nicht auf Grund eines einzigen Machtwortes überall gleichzeitig ohne ältere Vorgänge aus dem Nichts entwickelt haben, und infolgedessen wird man bei allen Forschungsversuchen auch auf andere und namentlich ältere Zusammenhänge achten müssen. Beispielsweise sind gewisse Beziehungen zwischen germanischen Ahnen- oder Götterkult behauptet, sowie einzelne Steinkreuze als astronomische Marken angesprochen worden. Weitreichender erscheint mir noch der Vergleich mit den Schriftforschungen von Herman Wirth, denn manche Steinkreuzzeichnung stimmt mit den nordatlantischen Funden in dessen Runentafeln genau überein. So kehren die Kreiszeichnungen mit oder ohne Mittelpunkt, diejenigen mit vier, sechs oder acht Teilungsstrichen in allen Gegenden des großen Verbreitungsgebietes häufig wieder; auch wird man — unter Beachtung der Wirthschen Ausführungen— von den übrigen Steinkreuzzeichnungen namentlich die Zimmermannsäxte, Fleischerbeile, die vermeintlichen Armbrüste, die Wagen- oder Folterräder sowie die Knüppel, Messer und Kurzschwerter etwas genauer unter die Lupe nehmen müssen um mögliche Zusammenhänge mit alten Runenzeichen festzustellen. Da hierzu naturgemäß nicht an hundertfältige Ortsbesichtigung zu denken ist und Handzeichnungen dem Zwecke kaum genügen, so bilden photographische Aufnahmen möglichst großen Formats und ihre Vervielfältigung im Buchdruckwege für solche Altertumsforschungen auch in Zukunft ein unentbehrliches Erfordernis.

Dr. Kuhfahl
Abteilung für Steinkreuzforschung
beim Sächsischen Denkmalsarchiv

Eine neue Ansicht über Stonehenge. In sorgfältiger Arbeit bemüht sich seit 1919 die Society of Antiquaries of London darum, durch umfangreiche Grabungen Umfang und Bedeutung der großartigen Anlage in der Nähe der Kathedralstadt Salisbury klarzustellen. Entsprechend ihren Ergebnissen, die von Zeit zu Zeit in besonderen Berichten mitgeteilt werden, sind solche sakral-astronomische Deutungen, die an die *Zahl* der bis 1919 bekannten Steine anknüpfen, kaum haltbar, da durch die Grabungen schon drei weitere Kreise zwischen Rundgraben und Hauptanlage aufgedeckt worden sind.

Indessen braucht die seit alters herrschende Auffassung, die in Stonehenge ein Heiligtum erblickt, das mit dem Kult von Himmelskörpern zusammenhängt, nicht als überholt zu gelten, denn die Tatsache einer Gesamtortung gegen Sonnenaufgang bleibt unbestreitbar. Eine weitere Frage ist, welchem Volke die Erbauer zuzurechnen sind. Weit verbreitet ist die Meinung, daß es die Druiden, die keltischen Priester, gewesen seien. Das könnte zutreffen, wenn es solche Steinkreise nicht auch anderswo als nur in Südengland, in Cornwall und in der Bretagne gäbe, also in keltischem Siedlungsgebiet; wir haben sie aber auch z. B. im Norden, in Westpreußen, und auch sonst finden sich Spuren solchen Baugedankens, d. h. also in Gebieten, die mit den Kelten nichts zu tun haben.

Die „Hamburger Nachrichten" berichten nun über eine seltsame neue Ansicht, die der englische Archäologe Dr. *Rendell Harris* in dem Heft „The Builders of Stonehenge" (Die Erbauer von Stonehenge) vertritt. Harris versuchte zu beweisen, daß Stonehenge von den Ägyptern in der Zeit zwischen 2000 und 1800 v. Chr. erbaut worden sei, und zwar als ein dem Osiris geweihter Sonnentempel. Als Beweismittel ziehe Harris Ortsnamen und gewisse Sagenzüge heran. Der König Artus sei abzuleiten aus Osiris, der Zauberer Merlin bewahre den Namen des Baumeisters, nämlich Meri-An (=Liebling des Osiris), der mittelalterliche Robin Hood verberge das altägyptische Wort Ra-Bennu (=Sonnengott in Gestalt eines Vogels). Nun lag zwar das Gebiet Robin Hoods weit im Norden, im Sherwood Forst, aber eine alte Überlieferung bringt die beiden Grabhügel bei Stonehenge mit ihm in Verbindung, und da sei eben, wie die Volksetymologie zu tun pflegt, das unbekannt Gewordene durch das Bekannte und Volksläufige ersetzt. Ex oriente lux! Die neue Meinung erinnert sehr an die Zeiten, als die Altertumskunde den Phönikern einen entscheidenden Anteil an der Entwicklung der nordischen Erzkunst zuschreiben wollte.

S.

Aus dem Allgäu
1608 · 1555
Breitenthal · Memmingerberg · Krumbach · Roggenburg · Hindelang



Wirth, Herman, **Die Heilige Urschrift der Menschheit.** Lieferung 9. Text S. 401—464, Tafel 335—364. Gr. 4°. Verlag Koehler & Amelang, Leipzig 1932.

Unter dem dritten Hauptstoffgebiet, „Sonnenlaufbogenjahr und Gesichtskreissonnenjahr", faßt Wirth die epigraphischen Kultsymbole zusammen, die sich als eine Vereinigung der durch die Beobachtung der Sonnenlaufbogen und der Auf- und Untergänge am Horizont bestimmten Versinnbildlichungen erweisen.

Das **15. Hauptstück** behandelt den Jahres-, Welten- oder Lebensbaum — ein ebenso uraltes wie weitverbreitetes Motiv, das lebendig, wenn auch fast unbewußt noch in unsere eigenen religiösen Gebräuche hineinragt. Die „graphische" Entstehung dieses Motives wird einleuchtend gezeigt; wobei die verschiedenen Breiten der Entstehungsgebiete gewisse Verschiedenheiten bedingen: das Schema ist der nordsüdlich geteilte Jahreskreis (die Rune ⊕ = Jahr), dessen Merkpunkte an der Peripherie durch waagerechte Linien verbunden sind und so das Schema des acht-, sechs- oder zehnästigen Lebensbaumes ergeben. Sehr früh stehen neben diesen „Schreibungen" in der rechtwinkligen oder der Kursivform die Spaltungen, die noch in der germanischen Runenschrift eine große Rolle spielen: die ältesten Zeugnisse sind die bemalten Kiesel von Mas d'Azil und, wohl noch älter die Renntierhornstücke aus der Höhle von Lorthet, noch dem Magdalenien angehörend. Jungsteinzeitliche Denkmäler führen die Überlieferung auch in Nordeuropa weiter, so der Spinnwirtel von Hohen-Wutzow, der zwischen den sechs Horizontpunkten den „Baum" zeigt, dessen Wurzeln aufwärts und dessen Zweige abwärts gerichtet sind, wie Kâthaka Upanishad VI, 1, und Bhagavadgita (XV) den „ewigen Feigenbaum" schildern. Die uralte Verbindung des Jahresrades mit dem Spinnrade, wohl des ersten auf der Drehung beruhenden Werkzeugs, zeigt sich noch heute im Volksbrauch; wenn etwa in den zwölf Nächten der Winterwende kein Spinnrad sich drehen darf.

Einen breiten Raum nehmen schon hier die Darstellungen des „Lebensbaumes" ein, der das Vordringen der Idee auf jungsteinzeitlichen Gefäßen bis zu hethitischen Siegelzylindern erkennen läßt. Die Verbindung des Motives mit dem der „zwei Berge" (∩∩) ist uralt: häufig wächst der Lebensbaum zwischen den beiden Bergen empor, d. h. ursprünglich zwischen den beiden Stelen, die im alten Steinkreise die Wintersonnenwende bezeichnen. So entsteht in einer ganz allgemein verbreiteten Schöpfungssage das erste Menschenpaar aus den Bäumen am Meeresstrande; in einer amerikanischen Sage wachsen sie zwischen zwei Bergen, die wie durch einen Hieb voneinander getrennt waren — ein amerikanischer Beleg für das Felsenspaltungsmotiv. Wir müssen hier auf die vorletzte Besprechung verweisen; doch möchten wir hinzufügen, daß auch das bekannte Motiv der „Tafeln Mosis" auf die bei Wirth (S. 408) gebrachten Darstellungen zurückzugehen scheint; die Zehnzahl (2 mal 5) würde sich motivisch aus dem zehnästigen Baum zwischen den „Bergen" erklären, zumal wenn man bedenkt, daß auch im Indischen die Äste oder Zweige des Baumes die „Veden" oder das „Brahma" bedeuten (S. 406 f.). Die Lebensbaumdarstellungen auf den hetitischen Siegelzylindern mit dem Jahresrad darauf stimmen schon „wörtlich" überein mit den bei uns noch volkläufigen Kultstangen, die noch eingehender behandelt werden. Im alten Pulsatalande, in Palästina, geht die alte Symbolik unmittelbar wieder in frühchristliche Kunst über.

Ein volkskundliches Kabinettstück ist die farbige Zeichnung von dem Frühlingsfest an der Merichslinde bei Nordhausen, die von Wirth zum ersten Male eingehend gewürdigt wird (S. 410, Tafel 143). Die ungeheure Fruchtbarkeit des Jahres- oder Lebensbaum-Motives geht bis in die neuzeitlichen Hausmarken auf der einen und die jungsteinzeitlichen Felszeichnungen auf der anderen Seite — wo sind nun die ursprünglichen „Hausmarken"? Es sei vor allem auch auf die wundervollen Wiedergaben volkskundlichen Materials hingewiesen, das bisher noch nirgendwo in dieser Fülle und Güte bildlich veröffentlicht worden ist: etwa die schöne Flachsschwinge von Rügen und der Spinnrockenaufsatz vom Balkan (T. 144), ebendort die bronzezeitlichen Grabbeigaben von Schnega; seltene Stücke, die man sonst höchstens in zerstreuten Museumskatalogen zusammensuchen müßte. Die keltischen Steinaltäre zeigen Rad und Baummotiv in Sonderentwicklung; das Rad als Wappen hat sich sogar in christliche Bistümer hinübergerettet (Mainz und Osnabrück); in Mainz kommt es als Heerzeichen der 20. (germanischen) Legion vor. Auch hier lassen sich die Motive in der alten und neueren amerikanischen Überlieferung mit großer Deutlichkeit verfolgen; ganz merkwürdig stimmt damit wieder die eurasische Überlieferung überein; etwa der samojedische Adler auf dem Lebensbaum (S. 418), der wiederum von dem Adler auf der Esche Yggdrasil abstammen dürfte; das Eichhorn Ratatöskr bringt des Adlers Worte zum Drachen an der Wurzel; vermutlich liegt hier der Ursprung des aus dem 6. Jhd. bezeugten sächsischen Feldzeichens: oben der Adler, und darunter Drache und Löwe.

Den Wintersonnenwendemythus von Odin, der als Schlange sich in die Hnitbjörg (zwei Berge = ∩∩) einbohrt und in Adlergestalt den Lebenstrank Odrerir entführt, ist dem vedischen verwandt, wo der Adler oder Falke die Lebenspflanze „Soma" aus den „ehernen Burgen" (Rigv. IV. 27, 1) oder vom Felsen (Rigv. I. 93, 6) holt. Es verdient ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden, daß diese Motive auch in unserem Grimmschen Märchen vom „Wasser des Lebens" wiederkehren: drei Söhne ziehen aus, für ihren todkranken Vater das „Wasser des Lebens" (Somatrank, Odrerir!) zu holen. Die beiden ersten geraten in eine Bergschlucht „und konnten nicht vorwärts und rückwärts"; das ist ganz deutlich das ∩∩-Motiv, denn der Zwerg, der daran schuld ist, sagt nachher: „Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen"; das Motiv tritt also mit überraschender Deutlichkeit hervor. Der Jüngste, Würdige gelangt bis an das Schloß, in dessen Hofe das Wasser aus den Brunnen quillt. Mit einer eisernen Rute muß er das eiserne Tor (vgl. die ehernen Burgen!) sprengen; inwendig liegen zwei Löwen (Ur-Ur-Motiv! vgl. letzte Besprechung), die er mit zwei Broten (Jul-Brot?) besänftigt. Er muß das Werk beendet haben, „ehe es zwölf schlägt"; da der Schlaf ihn überfällt, so hat er gerade Zeit, das Wasser zu schöpfen und sich mit der dort eingeschlossenen Jungfrau für „über ein Jahr" (Jahreslaufmotiv) zu verabreden. Eben ist er hinaus, da schlägt das eiserne Tor zu, „so daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm" — also ganz wie bei dem Schäfer in der „Babilonie" das Motiv der Symplegaden, der zusammenschlagenden Berge.

Die Sonne als Adler ist ein weitverbreitetes, bis in unsere germanische Dichtung hinein nachweisbares Motiv; nicht nur der indische Agni ist der „Adler des Himmels", auch Christus ist im iranisch-christlichen Synkretismus der „Adler des Morgens". Bei Wolfram schlägt die Sonne als Adler ihre Klauen durch die Wolken („Sîne klâwen durh diu wolken sint geslagen"); ist diese Klaue = ᛦ, die im Runengedicht als „maďr, moldar auki" (der Erde Mehrer) und als „graeip â hauki" (Habichtsklaue) auftritt? So dürfte der Adler auf der Königsrute, das germanische Heerzeichen, urverwandt sein mit dem Adler auf dem Weltbaum, der den hohen Sommer kennzeichnet. Das Motiv scheint auch im Beowulf (3031) vorzuliegen, wo die Drachenhöhle unter dem „Adlerkap" (under Earna-naes) liegt; also eine Höhle am Strande, unten Drache, oben Adler: „Hell auf seine Welt schaut er hinab, ganz weit nach Westen schaut er. Hell blickt er auf das Lebenswasser (= Weltenkreismeer)", wie es der Cora-Hymnus berichtet (Wirth, S. 420). Die Soma-Wurzel, die Bergwurzel, die das Leben wiedergibt, kehrt auch im Grimmschen Märchen (Die zwei Brüder) wieder, wo der Hase die Wurzel holt, die, in den Mund gesteckt, dem einen Bruder das Leben wiedergibt.

Der Jahrbaum ist auf den schwedischen Bauernstabkalender am langlebigsten gewesen; in dem Baume von Questenberg lebt er noch heute fort; daß er auch als „Freiheitsbaum" der Französischen Revolution herhalten mußte (Taf. 163), ist ein kulturgeschichtliches Phänomen, das nicht ganz ohne Humor ist. Bei der Feier zu Questenberg (S. 430) bleibt der Kranz 12 Stunden liegen bis zur hohen Sonnenzeit des Mittags; man vergleiche damit das Rabenbanner Ragnar Lodbroks, das seine Töchter „uno meridiano tempore" webten: der Charakter als Sonnensymbol ist dem Banner und der Kultstange, die ursprünglich gleichbedeutend sind, gemeinsam. In dieser Kultstange haben wir auch, wie Wirth richtig schließt, das Geheimnis der altsächsischen „Irminsul" zu sehen.

Der „Mutterbaum und das Mutter- oder Mitternachtshorn" sind Gegenstand des **16. Hauptstückes.** Von dem wintersonnenwendlichen Horn Heimdalls (Gjallarhorn), das an der Wurzel der Weltesche liegt, über die Horn- und Lurendarstellungen der Bronzezeit bis zu den Julhörnern oder „Christhörnern" noch unserer

Tage zieht Wirth die großartige Linie: Urbild dieses „Hornes" ist der „Urbogen", das ∩, der kleinste Sonnenlaufbogen des Jahres. Bemerkenswert ist, daß die Wortgruppe Horn-cornu-karnos usw. in der gleichen Bedeutung über den Bereich des Indogermanischen hinaus bis in die orientalischen Sprachen hinein zu belegen ist. Motivisch vertritt das Horn sowohl den „Ur-Bogen" ∩ wie auch die beiden Jahreshälften oder Jahresschlangen ( ), von denen im nächsten Hauptstück die Rede ist. In beiden Formen erscheinen sie in den nordischen Bauernstabkalendern und in den Hausmarken, die sich immer deutlicher als Fortsetzung alter Kalendersymbolik enthüllen, nachdem sie so lange eine letzte Zuflucht für negative Deutungen gewesen sind. Daß auch der siebenarmige Leuchter ein stilisierter Jahresbaum ist, geht aus dem lückenlosen palästinischen Zusammenhang deutlich hervor.

Zu dem Treppenmotiv (S. 435 und 438), das die Hand zeigt, sei auf unsere früheren Ausführungen über die Hand als Grabsymbol verwiesen; aber auch darauf, daß dieser, im Mittellateinischen „pyramis" genannte Stufenbau als „stafflum" oder „Staffelstein" im germanischen Rechte den Gerichtsstein darstellt, der mit dem Gerichtspfahl, der Königsrute oder -gerte gekrönt ist — auch das offenbar ein uraltes Lebensbaummotiv. Die „Göttin im Baum", d. i. die Erdmutter als Trägerin der Lebenskraft im Lebensbaum, ist ein schon ägyptisch belegtes, aber ebenfalls nordisches Motiv; diese „Göttin" lebt nicht nur in dem Märchen „van den Machandelboom" weiter, wo die Mutter unter dem Lebensbaum begraben wird, und die ebendort niedergelegten Knochen des Kindes zu neuem Leben auferstehen; auch manches heute noch verehrte Gnadenbild der Maria oder Mutter Anna ist nach der Legende fertig aus dem Baume (in Telgte einer uralten Linde) gefallen. Weiter wird (S. 437, Taf. 166) der verbreitete Volksbrauch gestreift, nach dem kranke oder schwächliche Kinder durch einen Wurzelbogen oder eine im Boden festgewachsene Brombeerranke gezogen werden, was eine Wiedergeburt oder Verjüngung bedeutet. Als „Schuppen" oder „Schoppen" ist das in ganz Deutschland noch heute üblich; auch Steinbogen (so das „Ilfelder Nadelöhr") sind hierbei in Gebrauch. Daß dies eine Erinnerung an den Urbogen an der Wurzel des Lebensbaumes ist, leuchtet ohne weiteres ein; ist doch auch der Julblock mancherorts ein Wurzelende.

Das „Mittwinterhorn" wurde vor wenigen Jahrzehnten noch im Münsterlande allgemein geblasen; heute wohl nur noch in entlegeneren Gegenden. Es ist das mikrokosmische Gegenstück zu dem Gjallarhorn, das Heimdall bei der großen Weltenwende bläst, und der „Tuba mirum spargens sonum" bei dem jüngsten Gericht der christlichen Überlieferung. Äußerst wertvolles volkskundliches Material stellen die Taf. 169—71 abgebildeten Hörner dar.

Dasselbe Grundmotiv (Urbogen und Jahreshälften), als Schlangen versinnbildlicht, behandelt das **17. Hauptstück** (einige Seiten in die 10. Lieferung übergreifend). Die Schlange am Baume ist als „Paradies"-Motiv weitbekannt; der Drache am Fuße des Lebensbaumes als germanisches Yggdrasilmotiv ebenso alt wie die vorderasiatischen Vorstellungen. Wiederum ist das um Segen bittende Menschenpaar am Fuße des drachenumschlungenen Baumes weit über den biblischen Einzelfall hinaus als altes kosmisches Motiv belegt. Die Sigurdszeichnung von Ramsundsberget (Taf. 174) und die isländische Truhe mit kosmisch-symbolischen Motiven (ebd.) sind als Bildmaterial äußerst wertvoll. Auch weiter stehen neben Bildzeugnissen aus allen Kulturen so viele wertvolle germanische Dinge, daß der Bilderatlas schon allein für germanische Volkskunde und Altertumskunde unersetzlich ist. — Das Motiv der beiden (gehörnten) Schlangen, die das Kind bringen, wie wir es auf nordischen Runengrabsteinen finden (S. 452), ist das (natürlich völlig selbständige) Grundmotiv für die bekannte Darstellung des jungen Herkules mit den beiden Schlangen, die er nach der verdunkelten griechischen Überlieferung angeblich erwürgt, da sie sein Leben bedrohen: in Wirklichkeit sind es die beiden Jahresschlangen, die ihn, den alten Lichtheros, „gebracht" haben.

An den biblischen Paradiesbericht knüpft Wirth eine eingehende Kritik, die die eigentliche Urform dieser Erzählung offenlegt; soweit man übersehen kann, sind neueste Forschungsergebnisse dabei verwandt. Erstaunlich ist, mit wie sicherem Blicke Wirth etwa die bisher ganz unerklärte Doppelbedeutung der Rune „hagal" ✳, nämlich als „Hagel" und Gott (hag-al, der Allumhegende) motivisch erklärt: „Hagel" bezeichnet ursprünglich nicht das massive Eiskorn, sondern die Schneeflocke, das Schneekristall, das die Form des Sechssternes ✳ zeigt. Deshalb setzt das Runengedicht die beiden Begriffe nebeneinander: „(Hagal) er kaldast korna, Kristr skôp haimenn forna — Hagel ist das kälteste der Körner, Krist schuf die uralte Welt." Das Zeichen ✳, oft mit dem A und O (heilige Reihe!) versehen, ist auch

in ältester christlicher Überlieferung das Zeichen für Christus. Wenn es auf den Kalenderstäben zu Beginn der 2. „att", der Sommerreihe steht, so sei daran erinnert, daß in Westfalen noch heute die Flurumgänge zu Beginn des Sommers „Hagelfier" genannt werden. — Wir werden weiter berichten.

Eremita.



Zur Siedlungsforschung

Martin Jahn, **Die Vorgeschichte des schlesischen Sudetengebietes.** Altschlesien. Mitteilungen des Schlesischen Altertumsvereins und der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Ur- und Frühgeschichte. Bd. 4, Heft 1/3, Breslau 1932. Im Gegensatz zu der verbreiteten Ansicht, daß Waldgebirge notwendig Völker- oder Stammesscheiden wären, haben sich die Sudeten während der gesamten Vorgeschichte niemals als trennendes Moment erwiesen, vielmehr hat das Gebiet beiderseits der Sudeten kulturell und stammlich stets eine Einheit gebildet. Bereits für die Altsteinzeit ist neuerdings nachgewiesen, daß die Siedlungsgrenze nicht auf dem Sudetenkamm, sondern erst an der Eisgrenze verlief. Sowohl in der Jungsteinzeit wie in der Bronzezeit herrscht hüben wie drüben eine durchaus einheitliche Kultur, und eine ganze Reihe von Fundstellen im Gebirge beweisen, daß fast alle Pässe damals schon begangen gewesen sind. Der Einbruch der Kelten zerstört das seit der Bronzezeit hier herrschende Illyrierreich, aber auch diese machen vor den Sudeten nicht halt, sondern greifen nach Schlesien hinüber. Erst in germanischer Zeit wird der Sudetenkamm zur Stammesscheide zwischen Ost- und Westgermanen, ohne daß man das freilich als Völkerscheide im eigentlichen Sinne ansehen darf. Auch in geschichtlicher Zeit sehen wir die Einheitlichkeit dieses Gebietes bestätigt, denn die Grenze gegen Polen verläuft nicht auf dem Gebirge, sondern erst an der Oder.

Fritz Geschwendt, **Siedlungsgeschichtliche Beobachtungen im Oder-Weidetal bei Groß-Breslau.** Altschlesien. Bd. 4, Heft 1/3, Breslau 1932. Bisher ist die Forschung der Ansicht gewesen, daß die überschwemmungsbedrohten Flußniederungen vom vorgeschichtlichen Menschen gemieden worden seien. Infolge der regen Bautätigkeit um Breslau sind nun in den letzten Jahren eine große Zahl von Funden zutage getreten, aus denen hervorgeht, daß diese Flußniederung von der Jungsteinzeit bis zum Ausgang der Bronzezeit reich besiedelt gewesen sein muß, während sie von da ab bis ins Mittelalter hinein gemieden wurde. Es bestätigt das die seit langem bestehende Überzeugung, daß Jungsteinzeit und Bronzezeit von einem wärmeren Klima als heute beherrscht gewesen sind und daß zu Beginn der Eisenzeit ein Klimasturz eingetreten ist, der nach Sachlage der Funde jedoch kaum plötzlich gekommen sein kann. Ähnliche Erkenntnisse werden zweifellos auch in anderen Niederungsgebieten zu erwarten sein.

K. Schirwitz, **Die Bockshornschanze bei Quedlinburg.** Mannus, Bd. 24, Heft 4. 1932. Dieses Gelände zeigt nur eine Ausdehnung von etwa 100 m in Länge und Breite und hat trotzdem, seiner ausnehmend günstigen Lage wegen, Siedlungs- und Grabfunde aus fast allen Kulturen seit der Jüngeren Steinzeit geliefert, so unter anderen bedeutenden Funden einen für Mitteldeutschland einzigartigen Ringgraben, den Verfasser als steinzeitliche Grabanlage deutet. Die Bockshornschanze ist ein besonders anschaulicher Beweis für die ununterbrochene Besiedlung Mitteldeutschlands von der Jungsteinzeit bis in die geschichtliche Zeit.

Carl Schuchardt, **Zur Vinetafrage.** Prähistorische Zeitschrift, Bd. 23, 1932. Heft 1/2. Verfasser greift im Zusammenhang mit einem Vortrage des Greifswalder Historikers Hofmeister die vielerörterte Vinetafrage von neuem auf und kommt zu dem Schluß, daß Jomsburg-Vineta nirgends anders als in Wollin zu suchen sei, dessen Stadtbild und Lage noch heute Anklänge an die überlieferte Schilderung der alten Seefeste zeige. Die Namensfrage findet eine einleuchtende Erklärung durch Hofmeisters Feststellung, daß Wollin, Stettin, Cammin dieselben Stätten sind, die nordisch Jomsburg, Burstaborg, Steinborg genannt wurden. Umfassende Grabungen werden in Kürze dem sagenumwobenen Rätsel unserer Ostseeküste nachgehen.

Kultur und Technik

Gerda Boëthius und John Nihlén, **Die Halle zu Lojsta.** Versuch einer Rekonstruktion der Halle eines gotländischen Hofes aus der Mitte des ersten Jahrtausends. Fornvännen, Stockholm 1932. 1929 wurde bei Schloß Lojsta auf Gotland ein Hausgrund ausgegraben, der sich als eine Halle von dem stattlichen Ausmaß von 26 zu 10 m erwies. In der Mitte befand sich der offene Herd. Neun Paar Pfosten stützten das steile Satteldach, das, wie die Rekonstruktionsversuche ergaben, der niedrigen Feldsteinmauer direkt aufgelegen haben muß, während die Giebelseiten im Schwellenbau aufgeführt waren. Beifunde ergaben, daß das Haus im 3. Jahrhundert n. Chr. erbaut und bis ins 5. Jahrhundert benutzt worden ist.

Gertrud Sage, **Gewebereste auf vorgeschichtlichen Eisengeräten in Schlesien.** Altschlesien, Bd. 4, Heft 1/3. Breslau 1932. Sind wir für die Bronzezeit durch die Trachtenfunde in den Baumsärgen und später durch die Moorfunde recht gut unterrichtet über die germanische Webekunst, so sind wir für die Eisenzeit auf besondere Fundzufälle angewiesen. Die eingehende Untersuchung ergab jedoch zahlreiche Funde, wo Gewebereste an Eisenteile festgerostet sind. Es handelt sich hier vorwiegend um Leinen, und es zeigt sich, daß die germanische Leinweberei nicht minder vielseitig war in ihrer Technik, als wir es bereits für die Wollweberei in der Bronzezeit feststellen konnten. Eine allgemeine Betrachtung über die Weberei in vorgeschichtlicher Zeit beschließt die Abhandlung.

Kurt Tackenberg, **Die Lanzenspitzen vom Lüneburger Typ 2.** Mannus, Bd. 24, Heft 1/3, 1932. Die Untersuchung der älteren Bronzefunde im Regierungsbezirk Lüneburg zeigt immer deutlicher, daß hier in der älteren Bronzezeit ein Siedlungszentrum mit einer gewissen Eigenprägung innerhalb der germanischen Bronzekultur bestanden haben muß. Führende Zeitform, vorwiegend in der 3. Periode, ist eine besonders schlanke Lanzenspitze mit ausgefeiltem Mittelgrad. Verfasser weist diese Lanzenspitzen der älteren Bronzezeit zu, da sie noch in der für diese Zeit charakteristischen Gußform mit senkrecht zur Schneide gegossenen Hälften gegossen sind.

Vom Ursprung und Werden der Indogermanen und Germanen

Ernst Petersen, **Campignien in Niederschlesien.** Altschlesien, Bd. 4, Heft 1/3. Breslau 1932. In reichem Maße sind jetzt auch in Schlesien Zeugen einer Kultur gefunden worden, die unzweifelhaft als Campignien angesehen werden muß. Zwar zeigen die Stücke eine eigenartig rohe Technik, doch scheint dies durch das seltene Vorkommen des Feuersteins bedingt zu sein, das die Verfertiger zwang, Hornstein, Quarzit und andere, wenig fügsame Gesteinsarten zu verwenden, lassen sich doch auch unzweideutige Übereinstimmungen mit Stücken der nordischen Muschelhaufenkultur nachweisen. Der Gedanke einer Einwanderung aus dem westlichen Ostseegebiet drängt sich hier von selbst auf.

Lothar F. Zotz, **Das Gesteinsmaterial der Campignienindustrie von Ober-Ellguth,** untersucht ebenda die verwendeten Gesteinsarten und kommt zu dem Schluß, daß die schlesischen Campignienleute in Ermanglung ausreichenden Feuersteinvorkommens diejenigen Gesteine für ihre Geräte gewählt haben, die ihnen bereits aus ihrer nordischen Heimat her bekannt waren.

Walter Mathes, **Die Entdeckung der Campignienkultur in Oberschlesien,** meldet am selben Ort die gleiche Kultur aus Oberschlesien, möchte aber angesichts ihrer urtümlichen Formen die schlesischen Funde für älter halten als die nordische Muschelhaufenkultur.

Hertha Schemmel.

Volk und Glaube, Monatsblatt für deutschen Heimatglauben. Rig-Verlag, Schweinfurt, Mozartstr. 10.

Eine neue Zeitschrift? — Ja, und eine notwendige. Hier soll versucht werden, dem heraufsteigenden Problem des „deutschen Glaubens" gerecht zu werden, den Zwiespalt von Deutschtum und Christentum durch Lösung einer nordischen Heimatreligion zu beseitigen. Der Herausgeber (Dr. Viergutz) bekennt: „Wer sich auf ‚Christentum' versteift, eint das deutsche Volk nicht, sondern treibt es auseinander. Einigend kann nur dieses Bekenntnis sein: Wir glauben an das deutsche Volk und die Göttlichkeit seiner Seele." Damit wird eine Erkenntnis allgemein formuliert, für deren Wahrheit in unserem Zeitalter der Kulturwende die Entscheidung zu finden, sich jeder einzelne selbst bemühen muß.

„In allen hohen Dingen dachten die ältesten Menschen richtig und groß." Bachofen

Vereinsnachrichten

Bremen (Anschrift E. Ritter, Kreftingstr. 10). — In der Ortsgruppen-Geschäftsstelle d. F. g. V. findet seit Anfang November an jedem Montag, 8—10 Uhr, ein sogenannter Sprechabend für Mitglieder und Freunde der Vereinigung statt. Es wird in zwangloser Form Auskunft gegeben. Fragen von allgemeiner oder persönlicher Art werden besprochen, Bücher und sonstige Drucksachen wie Hefte von „Germanien" verliehen, Werbesachen verschenkt. Manche Anregung, die sich zur öffentlichen Aussprache aus zeitlichen oder anderen Gründen nicht eignet, fällt auch so für die Leitung auf fruchtbaren Boden. Wenn auch allerhand Arbeit damit verknüpft ist, so soll die Einrichtung zunächst in vollem Umfange weiter geführt werden.

Essen. Die Ortsgruppen-Versammlung d. Fr. g. V. am 19. Hartungs 1933 war von 36 Mitgliedern besucht. Herr Studienrat Dr. Schuhmacher-Essen hielt einen Vortrag über: „Stätten germanischer Vorgeschichte" Eindrücke von einer Besichtigung unter Führung Direktor Teudts und seiner Mitarbeiter; der Vortrag bildete gleichsam eine Einführung zu dem Vortrag Teudts am 11. 2. 33.

Die Darbietungen des Vortragenden führten uns von der Weserscharte bis zu den Externsteinen. Ringwälle, die als Fliehburgen und Verteidigungsstellen dienten, Dingstätten, geheimnisvolle heilige Haine, große Hügelgräber und Orte germanischer Gottesverehrung erstanden bildhaft vor unserm geistigen Auge. Besonders eingehend waren die Ausführungen über das Sazellun der Externsteine, über das Gehöft Oesterholz und den Sandmannshof.

Der Vortrag ließ die Forscherarbeit Teudts erkennen; er gab einen tiefen Einblick in das Seelenleben der vorchristlichen Germanen, in Glaube, Sitte, Brauch und Rechtspflege; er ließ auch erkennen, daß noch große Arbeit geleistet werden muß, vor allem auf dem Gebiet vergleichender Religionsgeschichte und Volksüberlieferung.

Lebhafter Beifall dankte Herrn Dr. Schuhmacher für seine tiefgehenden und fesselnden Ausführungen. — Auskunft durch Studienrat Ricken, Essen, Kortumstr. 35.

Am 11. Hornungs hatten wir die große Freude, im überfüllten Saal des Hotels Vereinshaus in Essen Wilhelm Teudt zu hören.

Aus der übergroßen Fülle seiner Beobachtungen, Studien und Erfahrungen, unterstützt durch eine reichhaltige Lichtbildreihe, entwarf Teudt in mitreißender Darstellung „Bilder aus der germanischen Vorgeschichte", wie sie sich nach Entfernung von Vorurteilen, Täuschungen und Fälschungen ergeben. Die fesselnden und überzeugenden Ausführungen des Redners brachten nicht allein viel Bereicherungen sachlicher Art, sondern sie gestalteten sich zu einem hohen Liede seelischer Werte, die aus der Vertiefung in unsere Vorgeschichte entspringen. So trugen auch diesmal Teudts Worte an ihrem Teil bei zu der Hoffnung auf wiederkehrende Wertschätzung unseres Volkes und Vaterlandes.

Eine Wagenfahrt am Vormittag des 11. 2. führte Teudt in einer kleinen Gesellschaft von Freunden zu verschiedenen geschichtlichen Stätten in der südlichen Umgebung Essens. Es sei erwähnt, daß bei dieser Gelegenheit die „Clemenskirche" in Essen-Werden mit dem „Clemenspüttchen", einer Quelle mitten in der (jetzt bis auf die Grundmauern zerstörten) Kirche, Teudts höchstes Interesse erregte.

O. Kleinmann.

Hagen. Die erste Zusammenkunft der Ortsgruppe d. Fr. g. V. in diesem Jahre fand am 4. Februar 17.30 Uhr im Hagener Hof (Hugo Preußstr. 14) statt. Sie erfreute sich wieder regen Besuches, auch aus der weiteren Umgebung. Leider konnte im Märzheft noch nicht darüber berichtet werden. Welche weiten Ausblicke sich der Heimatforschung eröffnen, die noch ganz im Anfang steht, zeigten die hochinteressanten Ausführungen des Herrn Pfr. Prein in seinem Vortrage: „Geschichtliche Flurnamen im Lichte der westfälischen Sage". Eine noch viel zu wenig benutzte Handhabe bieten die alten Flurnamen, die bäuerlichen Überlieferungen und die Besitzgrenzen in geschichtlich denkwürdigen Gegenden; umfangreiches, ungemein wertvolles Material ist hier in einer reichen, zielbewußten Lebensarbeit zusammengetra-

gen, das noch der Auswertung und Veröffentlichung harrt. Die vom Vorsitzenden (Ing. Fr. Kottmann, Hagen i. W., Eppenhauserstr. 31) gegebene Anregung, eigene Beobachtungen in der Aussprache mitzuteilen, führte zu einem lebhaften Gedankenaustausch, der die Teilnehmer fast fünf Stunden fesselte, so daß die Ausführungen des Herrn Lehrer Pielhau: „Beobachtungen über Flurnamen und alte Eisenschmelzen bei Linderhausen“ für die nächste Versammlung zurückgestellt werden mußten, die einen ebenso genußreichen Abend versprechen. —

Osnabrück. Die „Arbeitsgemeinschaft der Freunde germanischer Vorgeschichte“ ist außerordentlich rührig. Wir berichteten im Februarheft von der erfolgreichen Sommerarbeit, die Winterveranstaltungen erfaßten einen noch erheblich größeren Kreis, der allerdings bei der Eigenart der Osnabrücker Verhältnisse nur durch sorgfältige und aufopfernde Werbearbeit zu gewinnen war. Den Vortrag König am 15. Nov. 1932 besuchten 380, den Vortrag Rademacher am 4. Februar 33 trotz der Grippe 320 Personen. Dieser Erfolg hat die Arbeitsgemeinschaft ermutigt, an einen dritten Vortragsabend zu denken.

Dr. F. König-Soest sprach mit großer Klarheit und Übersichtlichkeit, unterstützt durch ausgezeichnete Lichtbilder, über „Altgermanische Kultur und Weltanschauung“. Einleitend wandte sich der Redner gegen eine oberflächliche Auslegung des Begriffes „Kultur“. Nach dieser Grundlegung behandelte er die reichen Zeugnisse aus der Bronzezeit, die vor zwei Menschenaltern noch durchaus nicht dem germanischen Bereich zuerkannt werden sollten. Der Wandel in der Anschauung wird besonders den nordischen Sachkennern und dem kürzlich verstorbenen Prof. Kossinna verdankt. Nach kurzer Erörterung der Externsteine führte König in die Grundgedanken Herm. Wirths ein. Wie wir die religiösen Anschauungen der Zeiten des Eigenglaubens jetzt dank Wirth ganz anders sehen können, so wird auch die Stellung der germanischen Frau heute ganz anders bewertet als früher. Der Vortragende betonte zum Schluß, daß die Beschäftigung mit Deutschlands Altzeit nicht Selbstzweck sei, sondern daß wir aus ihr zu lernen haben für die Aufgaben der Gegenwart.

Museumsdirektor Dr. Karl Rademacher-Köln sprach, ebenfalls an Hand sehr eindrucksvoller Lichtbilder, über „Grabschätze einer germanischen Königin (Osebergfund) und die Kunst der Frühgermanen“. Also Denkmäler aus einer Zeit, die zwar geschriebene Urkunden hat, die Hauptzeugnisse der Geschichte, aber doch der Bodenfunde, der Zeugnisse der Urgeschichte, nicht entraten kann: die Zeit von dem Ausgangsjahr unserer Zeitrechnung bis in die Herrschaft der Karlinger.

Unter den Bodenfunden sind die wichtigsten die Verwahr- (Schatz-)funde und die Grabfunde. Den Baugedanken der Grabfunde zeigte der Redner zunächst an dem bronzezeitlichen Königsgrab von Seddin und dem Königshügel von Upsala aus der gleichen Zeit. Von grundsätzlicher Wichtigkeit waren die Ausführungen über die germanische Kunst: sie ist nicht ein barbarisch unvollkommener Abklatsch römischer Übung, sie gehorcht ganz anderen Gesetzen und kann nur aus ihnen begriffen werden. Diesen besonderen Stilwillen verdeutlichte der Redner an einer Reihe von Beispielen, Vorbereitung für die Schau auf das wahrhaft königliche Gerät, das neben schlichten Alltagsdingen das Grab der Königin Osa uns erhalten hat. Mit diesem Osebergfund ist der Geschichte germanischer Kunst ein einzigartiger Reichtum gegeben. Den heißt es innerlich gewinnen, daß wir nicht — mit dieser Mahnung schloß Dir. Rademacher — als wurzellose Menschen vor jeder fremden Kunst die Knie beugen. —

Auskunft über die Osnabrücker Arbeitsgemeinschaft gibt Frau Dr. E. Kringel, Herrenteichstr. 1.

Berlin. Am 10. 2. 33 beschäftigte sich der Vorstand der Ortsgruppe d. Fr. g. V. mit der neuen Lage. Es wurde beschlossen, nach innen eine stärkere Fühlungsnahme mit allen Freunden zu suchen und nach außen eine möglichst vielseitige Werbung zu entfalten. Herr Prof. Dr. J. Riem legte wegen seiner Umsiedlung nach Potsdam den Vorsitz nieder. Der Vorstand dankte ihm für seine mehrjährige Leitung der Ortsgruppe. Zum Vorsitzenden wurde Studienrat Edmund Weber, Bln.-Spandau, Roonstr. 16, gewählt. Da der Schriftführer, Herr Dr. Ulrich, im zweiten Vierteljahr 33 beruflich verhindert ist, den Schriftwechsel zu führen, werden alle Zuschriften an den Vorsitzenden erbeten.

Aus dem **Jahresbericht der 2. Kommission des Minden-Ravensbergischen Hauptvereins für Heimatschutz und Denkmalspflege** (erstattet von dem amtlichen Vertrauensmann Prof. Langewiesche-Bünde): „Auch die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte tagte in unserm Gebiet. Mögen die Ergebnisse noch sehr umstritten sein, so zeigte doch die große Teilnehmerzahl, daß die Vereinigung es verstanden hat, weite Kreise unseres Volkes für die Erforschung der heimischen Vorzeit zu begeistern.“

Germanien
Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1933 Mai / Wonnemond Heft 5

Die Feuerräder von Lügde

Von Rektor K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

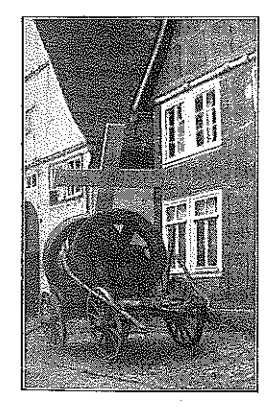


Abb. 1. Feuer- oder Osterräder stehen unter dem Kreuz zur Ausfahrt bereit.

Gelegentlich der Pfingsttagung der Freunde germanischer Vorgeschichte machen die Teilnehmer einen Ausflug nach Pyrmont und besuchen dabei die nahe gelegene Stadt Lügde, die „villa Liuhidi“ im alten Wetigau. Diese Stadt, bereits zur Zeit Karls des Großen genannt, macht noch jetzt einen altertümlichen Eindruck mit ihren Wällen, Stadtmauern, Türmen u. a. Aber auch Sitten und Bräuche zeigen in die Vergangenheit zurück, ganz besonders die Ostersitte der Feuerräder. Am ersten Ostertage läßt man nämlich, sobald die Dämmerung eingebrochen ist, an einer bestimmten Stelle der umliegenden Höhe, nämlich am Osterberge, brennende Räder ins Tal hinabrollen. Die Vorbereitung und Ausübung dieser Sitte wird von dem Osterdechenverein, der zunftmäßigen Einrichtung der Osterbrüder, übernommen und überwacht. Im folgenden möge der Verlauf des altehrwürdigen Brauches geschildert werden.

Am „Stillen Freitage“ sammeln die Osterdechen im Laufe des Nachmittags im Orte Stroh. Die Einwohner spenden reichlich, soweit ihnen das möglich ist; wer kein Stroh mehr abzugeben vermag, opfert Geld. Dann wird das Stroh nebst den Osterrädern auf den Osterberg gefahren. Die Räder sind von Holz, verhältnismäßig recht breit. Die kräftigen Felgen werden durch vier, ein Kreuz bildende Speichen zusammengehalten. Durch die Nabe ist eine fünf bis sechs Meter lange Stange gesteckt. Es ist reichlich Stroh nötig, denn jedes der sechs Räder erfordert wohl 15 bis 16 Bund. Die Dechen umwinden nun die Räder mit Stroh, d. h. eigentlich ist der Ausdruck umwunden nicht ganz passend, denn das Stroh wird durch die Speichen der Räder gesteckt und dann mit den sogen. „Kranzwien“, d. h. dünnen Weidenruten, an der Stange befestigt.